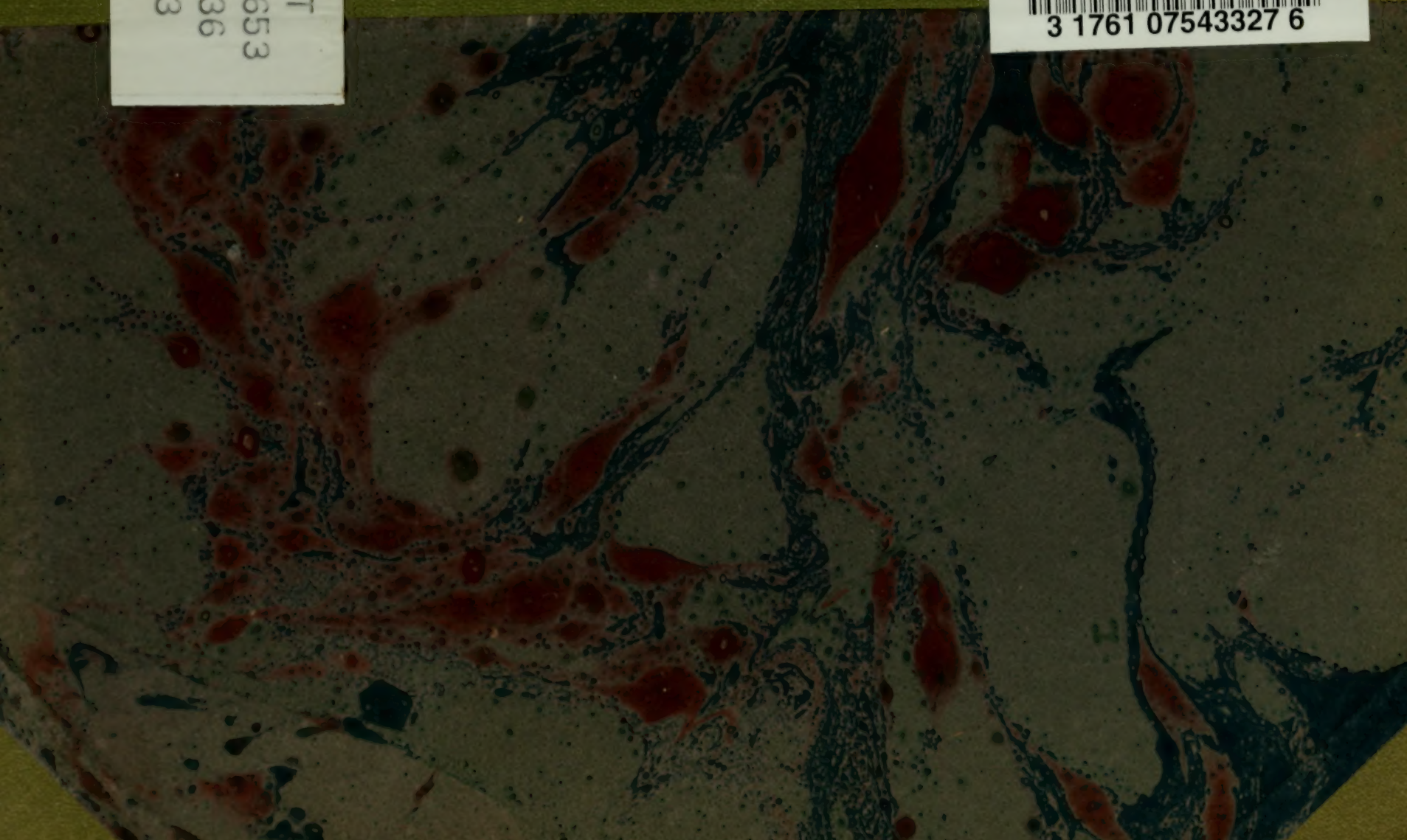
PT
2653
E36
S3

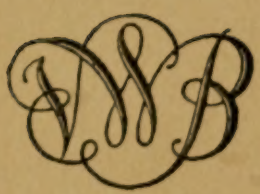
3 1761 07543327 6



Paul Zech

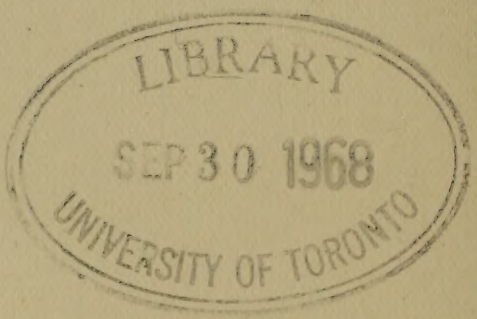
Der schwarze Baal

Novellen



Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
1917

PT
2653
E36S3



Copyright Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, 1917

Inhalt

Die Birke 1
Der schwarze Baal 9
Das Pferdejuppchen 25
Die Gruft von Valero 39
Das Vorgesicht 51
Nervil Munta 65
Der Anarchist 77

Die Birke

(1910)

Eine halbe Stunde weit von der großen Stadt, deren Türme, Gasometer und Riesenschornsteine aus dem gelbgrauen Nebel wie Köpfe langsam Ertrinkender sich emporquälen, liegt die Gewerkschaft „Frisch auf".

Mitten im Grün flacher Weideflächen und bis zum Rand der pastellhaften Kurve brauner Äcker. Aufrecht und starr wie eine starkbefestigte Insel.

Sie bleckt wie alle diese klobigen Tempel Vulkans bissig unnahbar aus den Umzäunungen.

Braune, mächtige Eichenbohlen stehn riesenhaft verkettet. An den vier Enden erheben sich schmiedeeiserne Tore mit spitzen Zacken auf den Häuptern; martialische Landsknechte.

Aus der Umzäunung ragen drohend die Fördergerüste empor: Phantastische Wurfmaschinen mit großen, flinkkreisenden Rädern; darüber Seile gleiten, welche die Geschosse auf- und niederheben. Die ringförmige Straße ist wie ein Graben vertieft. Schienenstränge gleißen darin wie dünne halbversiegte Wasserrillen. Die Lastwagen schaukeln wie Boote vorüber; alte vorsintflutliche Kasten.

Jenseits der Straße ragen die Halden.

Das sind die Forts. Regelrechte Gebirge mit ausgewaschenen Höhlen, verwitterten Kanten und schroffen Kämmen. Sie sind keine dreißig Meter hoch. Aber mit finsteren Mienen bewachen sie die Gewerkschaft wie riesige Fleischerhunde. Weißer Geifer quillt aus den aufgesperrten Rachen. Dann und wann verschlingen sie ein paar Kinder, die, klein wie Vögel mit spitzen Schnäbeln, auf ihren Häuptern herumstelzen und aus dem struppigen Gesträhn kleine Kohlenstückchen in Säcke sammeln.

Unten, nach der Kolonie zu, wo die Häuser wie blanke Zahnreihen blitzen, hat man einen neuen Berg aufgeschichtet.

Unbarmherzig über saftige Grasflächen und Strauchwerk rollte das schwarze Verhängnis und fraß alles stückweise weg mit qualmender, zischender Begierde.

Nur eine Birke war stehen geblieben. Obwohl ihr das schwarze Gift in Mannshöhe schon den weißen Leib umklammert hatte.

Es war kein dürrer Ast an ihr. Sie war zart und hob das kraus gekämmte Haar trotzig in den Wind empor. Mit Abscheu sah sie auf die magern Gartenkleye der Kolonie, die gar nicht anrennen wollten gegen die weit umsichgreifende Umklammerung des Gebirges. Sie schaute gelangweilt auf die schmutzigen Höfe, wo frischgesäuberte Leibwäsche sich auf den Leinen spreizte, um das Weiß ihres jungfräulichen Gewandes nachzuahmen, und sie zuckte nur auf, als ein verirrter Vogel Schutz in ihrem grünen Blätterschoß suchte. Schutz vor den gelben Ausdünstungen der Kokereien und dem Gestöber der Rauchwolken, die unaufhörlich den Feuerschlünden entquollen.

Sie sträubte das Gefieder wie eine Gluckhenne und nickte beseligt ein, als der aller Gefahr entronnene Sänger, den draußen niemand mehr anhören wollte, sein Lied zu Ende flötete. Das war ein Lied von der andern Welt, wo ein kristallner Himmel sich zur Kuppel wölbte, weiße, gleißende Sonne die Felder segnete und phantastische Schatten weglang hin- und herwärts jagten.

Die Seele der Birke weitete sich. Kindheitserinnerungen zogen vorüber; ewig blauer Himmel und immergrüne Wiesen mit zottigen Schafen und silbernen Bächen.

Und der Vogel sang stärker. Immer leidenschaftlicher rollten die Töne. Überschlugen sich. Und endeten schließlich in einer weichen Wiegenmusik.

Die Birke schloß die Augen. Ihre smaragdnen Behänge kuschelten sich zusammen, und die Dämmerung breitete die schweren Schlafdecken darüber.

Ein böser Traum erschütterte das Herz der Birke.

Wie mit wachen Augen sah sie das Kommen wildfremder Dinge und konnte sich nicht wehren. Der Alp lastete mit Zentnergewichten und schlug alle Anstrengungen des Wachwerdenwollens in Fesseln. Droben auf der Halde aber rauschten die Flammenkessel. Signalposaunen bliesen. Transmissionen kreischten und wildbärtige Sturmkolonnen rüsteten sich zum Angriff auf die arme, frierende Birke. Dampfmaschinen fuhren auf wie Kanonen. Männer mit furchtbar entstellten Gesichtern hoben lodernde Blöcke auf kleine Kippwagen. Dumpf rollte der Niedersturz. Und dann dröhnten die Lavablöcke mit höllischem Gepolter den Abhang hinunter. Weiße Dunstwolken mit orangenen Helmen jauchzten hinterdrein. Donnernd schlug die ehern glühende Masse unten auf. Ein Funkenregen spritzte bis in die Kolonie. Die Birke stand in einem blutroten Nebel. Sie erbebte bis in die feinsten Faserwurzeln. Und konnte sich doch nicht rühren. Immer neue Geschosse flogen hinab. Die Splitter schwirrten wie ein Gewitterregen. Sturzbäche schwollen zu Tal.

Die Birke stand bis zu den Armen in der brodelnden Flut. Immer unermeßlicher rauschte das Funkenmeer. Der rote Nebel blähte sich wie eine Retorte. Minutenlang war die Birke darin verschwunden.

Und als sich die letzten Schwaden verzogen hatten, die straffen Gurten der Funken gelockert, wehte nur das zerzauste Haar des Baumes herauf. Stamm und Arme krümmten sich unten in dem qualmenden Schlackenmorast und starben brüchig ab.

Lange nachdem der Feind vor den Pfeilen der Morgenschauer geflüchtet war, erwachte die Birke mit fieberndem Kopf. Ihr Herz ging in langsamen Schlägen, und in den Schläfen hämmerte der Brand.

Erst gegen den Nachmittag zu, als die Sonne ihr das Haar wieder geglättet hatte, und ein frischer Wind, der vom Fluß heraufkam, kühlen Tau mitbrachte, begann das böse Fieber zu weichen.

Die Birke sah mit kranken Augen in die Kolonie hinunter. Da polterten die schwarzen Wagen über das Pflaster, als wäre nichts geschehen. Halberwachsene Mädchen spazierten langsam mit den Kindern: zottelige, ungewaschene Brüder und Schwestern in allen Altersstufen. Der Obersteiger trug seine Würde behäbig in die Fliederlaube, wo der Kaffeetisch gedeckt stand, umbrämt von einem schäbig blauen Rideaux. Die Frau Kuscinsky stritt sich mit der Frau des Maschinisten Klöwer um einen neuen Hut, den sie beide nicht besaßen. Hinter dem Kaninchenstall lag der Invalide Wladislaw und war wieder einmal selig besoffen. Die magern Schweine grunsten. Hühner warfen den Staub auf den Höfen wirr durcheinander. Spatzen hüpften umher. Dünne Glocken schnarrten die langweiligen Viertelstunden mit Bravour herunter.

Die Birke versuchte zu lächeln über so viel Lebensbunterlei, das nutzlos in den Tag hineinlebte.

Aber die Brust. O, wenn nur die Brust nicht so geschmerzt hätte! Das Wetter war bedeckt und der Wind — es war ein anderer — hob alle die entsetzlichen Gerüche von dem Zechenhof und versprengte sie wie durch eine Brause.

Die Birke reckte, so gut es eben ging, den Kopf.

Aber das verirrte Vögelchen von gestern war einfach nicht mehr vorhanden. Vielleicht hockte es schon irgendwo in einem Käfig. Denn die jungen Burschen, die unten im Schacht die Pferde mißhandelten, fingen mit Leimruten alles weg, was auch nur einen kleinen Ton in der Kehle stecken hatte.

In langen Reihen hingen die Vogelzwinger vor den kleinen Häusern. Grammophone animierten die Drosseln, Stare und Hänflinge zum Konzert.

Nicht ein Vögelchen schwirrte mehr durch den hereinbrechenden Dämmer. Nur die ekelhaften Fledermäuse mit den stumpfen Nasen und kühlen Krallen.

Und da wurde es merkwürdig still in den Nüenen der Birke. Schwer fiel ihr das Haar in die Stirn. Und sie mußte es geschehen lassen, daß die heraufspringende Abendkühle sich darin festsetzte und die grauen Sacktücher wusch.

Ein bleicher Stern, der zischend vom Himmel fiel und um Haaresbreite das herabgebeugte Haupt der Birke streifte, weckte die Halberstarrte noch einmal aus dem langsamen Hinüberschlummern.

Zwischen den halbgeöffneten Lidern sah sie noch die lang aufquellende Lichterreihe, und dicht dahinter fuhren schon wieder die mörderischen Geschütze auf.

Ein Schreckschauer rieselte schwer über ihre blasse Stirne. Gleichgültig ließ sie die beiden Verliebten vorüberstreichen, die sich nicht schämten, die Wildgier ihrer Lippen vor den Augen der vielen jungfräulichen Wasserspiegel auf dem Pfad zu schüren.

Oh, diese Jungverliebten, die in diesem geizigen, raubgierigen Lande doch nur allezeit zwei verlobte Waisenkinder sein werden! Die Birke zitterte stärker auf.

Es war nichts. Oder es war das Atmen der Stille, der tödlichen Stille vor dem letzten Herzschlag.

Auf der äußersten Flanke der Halde flatterten schon die schneeigen Gewänder der Engel auf, um die Seele der Birke hinwegzutragen. Feuerbäche brausten in der Tiefe und wehten den metallischen Schaum bis zum Gipfel empor.

Die ersten Geschosse knatterten.

Dicht vor der zusammengebrochenen Birke schlugen sie ein.

Geröllstücke lösten sich los und brachen krachend in das Häufchen Tod.

Langsam begruben sie die spärlichen Überreste.

Der ganze Höllenspektakel der Schlacht rauschte noch einmal auf. Unheilvolles Gebrüll zog Kreis zu Kreis. Der Himmel tanzte.

Die Erde tat sich auf. Und aus dem klaffenden Spalt schwebte langsam, von hundert weißen Fittichen getragen, die arme Seele der Birke empor. Glockengeläut schwoll auf. Und die schauervolle schwarze Nacht wallte wie ein unabsehbares Trauergefolge.

Der schwarze Baal

(1911)

Oh, das Unglück! Oh, das Unglück!

Wie ein dichtes Schneegestöber fuhr dieses flockige Rufen über das Dorf, immer wenn der schwarze Baal die roten Fangarme durch den Schacht gestoßen hatte und von jenen Männern, die ihr Bündel heiler Knochen Tag für Tag auf die blutrostigen Böden der Förderschale legen mußten, sich irgend einen, oder ein Dutzend oder Hundert auswählte zum Fraß und den Rest wieder von sich gab wie einen ausgedörrten Kothaufen.

Oh, das Unglück! Oh, das Unglück!

Und die Witwen im schwarzverlogenen Gewand der Trauer, die diesen Ruf gleichgültig hinausmurmelten wie den Perlenfall des Rosenkranzes, zerdrückten in der Linken das Taschentuch und wogen in der Rechten den Goldklumpen der Unfallprämie. Sie wogen und prahlten, bis das Gleißende zum Glück wurde für den neuen Schuft aus der Reihe der Schlafburschen.

Und dann schickten die wiederum Mütter Gewordenen ihre Söhne in den Schacht hinunter. Und es dünkte ihnen eine große, unverdiente Gnade, wenn der Grubendirektor Brot gab für die hungrigen Mäuler. Denn der Schatten des Hungers lag wuchtender auf den paar aussätzigen Hütten am Fluß, als der hagelwolkige Vorübergang einer Katastrophe, die eigentlich nur die Fenster zum Klirren brachte und ein paar Gänge zum Kirchhof mehr.

Niemand im Dorf glaubte an die Brandopfergier des Baals. Kein Gatte, Sohn, Bräutigam, Kostgänger war ihnen ein dem Baal Geweihter. Vorbestimmt war diesen nur jenes sanfte Hinüberschlummern zwischen den Kissen des Ehebettes. Aller Tod, der anders kam, war ein Unglück. Oder ein Zufall, wie die Aufgeklärten meinten.

Und die, die auf das Kreuz des Alltags genagelt, hinunterfuhren in die verfluchten Bezirke der Fron und Station an Station durch-

wanderten, da einen Arm, dort ein Bein ließen, fürchteten den Hunger maßloser als die fünf Bretter des Sarges. Nicht einen Augenblick dachten sie bei dem zerfetzten Kadaver eines Kameraden an die Möglichkeit, an gleicher Stelle zu liegen. Heute oder morgen. — Oh ein Unglück! Ein Unglück! Nichts weiter.

Und das Opfer in den hakigen Klauen des Baals, reißt es nicht das Maul auf zum Schrei: „Oh ihr Brüder: das Unglück! Das Unglück!"

Und die diesen Schrei hören, sind sie nicht ein furchtbares Echo, das das Bersten und Krachen der Planken übertönt wie ein Orkan?

Aber alle, die es auffangen dort oben im weißen Dunst des Tages, blasen es weiter in die stumpfe Melodie des Trauermarsches: Oh das Unglück! Das Unglück!

Das schnurrt der Pfaffe am Massengrab nach. Die Mütter und Witwen und Töchter verdrehen die Augen, die nicht weinen wollen und krümmen die Rücken ein paar Tage lang. Dann entklafft ihrem Schoß ein Neues und wird Unglück, das sie nicht wissen wollen.

Und doch war einer in dieses Dorf gekommen, den man alsogleich zum Opfer bestimmte. Obwohl er das Schandmal des Unglücks an der Stirn trug wie eine aufgebrochene Schwäre, bekam er seinen Tod zugewiesen. Und die, die ihn hielt, war nicht untertänig wie Abraham, da er Isaak opfern ging. Das brachte ihn nun in eine allzuschiefe Stellung zu den wichtigsten Dingen dieses Lebens, wiewohl seine Mutter dagegen ankämpfte mit den Instinkten eines Raubtiers.

Schon daß Fredrik als eine Frühgeburt just in dem Augenblick zur Welt kam, da man seinen Erzeuger ins Haus brachte: schwarz, entstellt und rotgeschunden, gab ihm eine Sonderstellung inmitten des großen Haufens.

Und dieser unabgestempelte Vater hinterließ ihm nicht einmal seinen Namen. Denn die Hochzeit, die jene zwei, die sich erkannt

hatten, zusammenkoppeln sollte nach dem Gesetz, stand erst vier Wochen nach dem Unglücksfall an. Einen Toten aber mit einer Lebenden zu verbinden, war derzeit noch nicht gestattet.

Das zerstach der jungen Mutter das Herz, und sie haßte hinfort den Mann, der solches heraufbeschworen hatte. Sie haßte diesen Mann über das Grab hinaus und sie haßte seine Hantierung.

Sie gab dem Jungen die Brust und harte Pellkartoffeln, die sie dem Amtmann stahl, bei dem sie bedienstet war, und sie übertrug auf den Bastard alle Zärtlichkeiten, die sie Israel, dem Geliebten, schuldig geblieben war.

Fredrik wuchs auf wie die anderen Würmchen, trotzdem die hohe Obrigkeit allerhand Schwierigkeiten machte, ihm die Türchen ins Dasein aufzusperren.

Tags war er im Spital bei der Muhme. Und die alten Klatschmühlen, die mit auf der Stube waren, rissen ihn dutzendmal aus der Wiege und betasteten den Körper, um irgend etwas Besonderes zu entdecken. Denn daß Fredrik dem Vater nachmußte, stand sicherlich irgendwo auf der Haut geschrieben. Und sie fanden auch nach langem Suchen einen dunklen Fleck auf dem rechten Oberarm, der sah aus wie zwei gekreuzte Schlägel.

Die junge Mutter war verzweifelt, wenn sie solches gewahrte, und entriß das Kind den Triefaugen der Hexen, um sich mit ihm in eine dunkle Ecke zu verkriechen.

Und wenn dann Fredrik aufkrähte unter dem warmen Strom der Sättigung, hob sie ihn empor und ging in der Stube herum wie eine Siegerin: „Seht, was für ein gesundes Jungchen! Mein Jungchen hat gerade Arme und gerade Beinchen. O, was für ein gesundes Jungchen. Aber in die Grube soll mein Jungchen doch nicht!“

Die Spitalweiber ließen sich aber nicht bereden.

„Der Vater wird ihn schon holen kommen, Antje. Du mußt ihn doch einen Bergmann werden lassen. Ja, ja, der Vater wird ihn schon holen."

Sie sagten das mit einem furchtbaren Ernst und verdrehten mystisch die Nasen.

In den Worten der runzligen Hexen lag ihr Schicksal. Das fühlte Antje. Die Worte schnitten wie zwei scharfe Messer gleichzeitig in ihr Herz. Aber sie kämpfte dagegen an und verstopfte die Wunde immer wieder mit einem kleberigen Trotz.

Als Fredrik vier Jahre alt wurde, kaufte Antje sich von dem Ersparten ein Häuschen und tat einen Handel auf. Das Jungchen lag in der Tür und beschnupperte jeden einzelnen Eintretenden. Manchmal ging er auch mit den Jungens auf die Gasse zum Spiel. Auf die Schlackenhalde oder nach dem großen Kohlenlager. Da spielten sie Verstecken und balgten sich wie junge Katzentiere.

Einmal waren sie ihrer vier die Halde emporgeklettert. Es war so schön warm dort oben, und die dünnen Rauchschlangen, die aus den Ritzen züngelten, fingen sie mit den Händen auf, oder hielten den offenen Mund darüber, bis die Wangen ganz blaß wurden und eine Übelkeit die Köpfe in heftige Umdrehungen brachte. Dann rollten sie den Abhang hinunter wie Murmeltiere und lagen lange in dem dürftigen Gras der Böschung. Starr und mit dünnen Atemzügen.

Die schwarzen Männer, die oben die Wagen entleerten, warfen ihnen böse Flüche nach und drohten furchtbar mit den Armen.

Lächelnd erzählte Fredrik der Mutter von dem großen Berg, der immer so schön rauchte und ganz warm war.

Da wurde Antje sehr zornig und verbot Fredrik dort hinzugehen. Sie schärfte ihren Willen an dem ewigen Wahrsagenwollen der Spitalweiber. Und diesen Willen bläute sie dem Jungen ein.

Ein paar Tage lang ließ sie Fredrik nicht aus den Augen. Als dann aber der Öljude kam und ihre ganze Aufmerksamkeit weg-

fellſchte, ſchlich Fredrik ſich flugs auf die Gaſſe und fand ein paar Gefährten, die mit ihm zum Schlackenberg gingen.

Sie hatten aber kaum die Hälfte der Anhöhe erſtiegen, da gab es ein ohrenbetäubendes Donnern. Der Berg öffnete ſich, eine Rauchwolke wirbelte hervor, und die drei Spielgefährten Fredriks polterten in den Spalt.

Fredrik ſchoß den Abhang hinunter und lag, mit verſengten Haaren und ein paar Brandwunden im Geſicht, zappelnd in einer Pfütze.

Die Männer, die ihn der Mutter ins Haus brachten, grinſten, als dieſe ſich wie eine Irrſinnige über den Jungen ſtürzte. Einer von den verrußten Männern ſagte: „Antje, daß du's weißt, der Israel hat das Söhnchen holen wollen, aber der Bengel war zu langſam. Na, ein andermal wird er ihn ſchon ſicherer faſſen bei der Gurgel."

Da ſtellte Antje ſich wie eine angeſchoſſene Bärin und trieb die Läſterer mit Ruten aus dem Hauſe.

Und die Kinder wichen dem kleinen Fredrik aus, wenn er zur Schule ging. Und die Spitalweiber murmelten: „Antje hat ihn verhext. Sie hat Stutenmilch getrunken, als ſie den Bengel ſäugte. Das feit gegen das Unglück. Aber wenn ihm die Milchzähne ausgegangen ſind, wird es doch mit ihm kommen!"

Antje nahm den Buben nun jeden Morgen bei der Hand und brachte ihn zur Schule. Um zwölf ſtand ſie wieder vor dem gebrechlichen alten Hauſe mit den vielen Fenſtern und holte ihn ab. Dann mußte er das Penſum erledigen und ſich auf die Salzkiſte ſetzen bis zum Abend. Sie gab ihm Maiskolben und getrocknete Pflaumen zum Spielen. Und nach dem Eſſen brachte ſie ihn zu Bett und atmete auf.

„Er wird nie mehr auf die Straße kommen zu den anderen Jungens, und wenn er zwölf Jahre alt iſt, bringe ich ihn zum

Oheim nach Karna. Dort kann er auf der Mühle helfen und ein Müller werden!"

Sonntags ging Antje auch mit dem Söhnchen durch die mageren Kartoffelfelder und zeigte ihm die bunten Schmetterlinge und den Grashüpfer mit dem gelben Schopf.

Einmal sagte Fredrik: „Mutter, wo ist mein Vater? Alle Jungens haben einen Vater. Nur ich nicht und der Schorch. Aber Schorchens Vater ist doch auf dem Kirchhof. Mutter, sag, ist mein Vater auch auf dem Kirchhof?"

Antje preßte den Zipfel des Kopftuches heftig gegen die Lippen, damit der Junge nicht das leise Stöhnen hörte.

So gingen sie eine Weile schweigend. Jedes ein Schicksal, und ihre Schicksale stöhnten in der herben Luft.

Schwarz fielen die Schatten von den Pappelbäumen.

Und Fredrik schaute noch immer fragend zur Mutter hinauf. Er betrachtete ihre Hände, die welk und rissig waren, und liebkoste sie.

Ganz schüchtern öffnete er dann wieder den Mund:

„Mutter, sag ..."

Und da bemerkte sie sein schmales, entstelltes Gesichtchen. Die spitze Falte zwischen den Augenbrauen und den verquollenen Mund, den die obere Zahnreihe gewaltsam aufstieß.

„Ja, ja, Jungchen. Ich werde dir den Vater zeigen, wenn wir wieder zu Hause sind. Wenn die Sterne scheinen. Dein Vater ist ein Stern. Ein ganz heller Stern."

Fredrik reckte den Hals, und der Atem pfiff hindurch wie das Gekreisch einer Ratte, die im Eisen sitzt. Er mahlte mit den Zähnen irgendein Wort, aber eine fröstelnde Scheu fraß es ungeboren wieder weg.

„Ja, ja, Jungchen, dein Vater ist ein Stern."

Fredrik gab sich einen Ruck und sagte weinerlich: „Wenn du mir den Stern zeigst, werde ich auch nie mehr fortlaufen."

Am Abend, als sie daheim am offenen Kammerfenster standen, zeigte Antje dem Buben einen runden Stern, der flimmernd über dem Kirchturm stand.

„Das ist dein Vater, Jungchen, sieh nur!"

Fredrik reckte die Hand und versuchte den Stern zu pflücken wie eine Blume. Und er träumte die ganze Nacht von dem schönen, blanken Stern.

Und jeden Abend, wenn ihn die Mutter entkleidet hatte, sprang er ans Fenster und griff mit dem hageren Ärmchen den Stern. Er verschloß ihn mit der kleinen Faust und trug ihn in den Traum hinüber. Dort schien er die ganze Nacht so hell, so hell.

Da machten die Kinder mit dem Lehrer einen Spaziergang. Fredrik ging anfangs ganz still zur Seite des Magisters und suchte den Boden ab. Bis ihn zwei größere Buben beim Arm nahmen und mit fortrissen.

Er kam bald in Feuer und war der schnellste Junge. Er sprang wie ein abgekoppeltes Fohlen querfeldein: Greift mich! Greift mich!

Doch als die Buben einen Graben übersprangen, gab die Erde plötzlich nach und klaffte breit auf.

Unten war die Hauptsohle des Schachtes.

Der Lehrer drehte sich ein paar mal im Kreise. Irr. Dann war er mit einem Satz zur Stelle und sah ganz unten den Jungen auf einem Gesteinsblock liegen.

Die Rettungsmannschaft von der Grube kam und holte den zerschundenen Körper herauf. Das Haar war mit Blut verklebt, und die Beine hingen schlaff herunter wie an Zwirnfäden.

„Diesmal wird es sein Tod sein," sagte der alte Doktor.

Und die Spitalweiber grinsten und hoben die dürren Finger: „Ja, sein Tod wird es sein."

Und: „Siehste Antje, der Israel hat ihn doch geholt. Haha, haha, haha."

Vier Monate lang lag das Jungchen in Gips, und die Mutter legte derweilen ihr Haar in den Rauhfrost hinaus.

Sie hatte auch ihrem Verstorbenen endlich ein Denkmal gesetzt und ging immer in der Früh, wenn das Jungchen schlief, auf den Kirchhof hinaus. Die Weiber versuchten ein Gespräch mit ihr anzubändeln, aber ihre Augen waren weit und weiß wie zwei gleißende Schlünde. Nur ihre Hände konnte sie noch ballen, immer, wenn sie an der Unfallstelle vorüberging, die jetzt in einem großen Umkreis abgezäunt war. Und die Männer von der Direktion waren da und fremde Herren, die maßen, klopften und bohrten.

Und dann hörte sie, daß das Dorf niedergerissen werden sollte, der Unsicherheit des Gesteins wegen.

Sie sah das alles kommen wie eine Märzahnung. Denn die Wege hier dünkten ihr jetzt öde und verworfen. Und Fredrik lag im Bett und fieberte.

Diese verfluchten Spitalweiber mit dem Blutgeruch ... O, daß die Erde sich noch einmal auftäte, diese Henker zu verschlingen!

Als Fredrik wieder den Oberkörper heben konnte aus den rotgewürfelten Kissen, holte die Mutter allerlei Spielwerk zusammen, damit der Junge wieder lachen könnte. Und aus einem alten Legendenbuch las sie ihm vor von den frommen Einsiedlern und dem großen Propheten in der Löwengrube.

Und da Fredrik einmal mit beiden Händen nach dem Büchlein griff, um die Bilder anzuschaun, fiel eine verblichene Photographie aus dem Buch.

Fredrik faßte danach und betrachtete lange das fremde Gesicht.

„Mutter, was ist das für ein böser Mann? Sieh, er hat genau solch einen schwarzen Kittel an wie die Männer, die immer hinter den Särgen gehn!“

Antje rieb sich ein paar Mal die Augen und ihre Lippen sprangen scharf von den Zähnen. Die leeren Augen des Jungen

irrten um sie wie feuchtrauchende Phosphorkugeln. Dann sagte sie ganz ernst: „Das ist dein Vater, Jungchen, dein Vater, ehe er ein Stern ward."

Und sie stand vor dem zerwalkten Bett und wartete auf ihn mitten in dem gelben Zwielicht, das so peinvoll war.

Fredrik hob den Kopf etwas. Die Augen quollen auf, und entgeisterte Blicke schossen heraus wie ein böser Schreck. Und die Lippen raschelten Worte, die sie nicht verstand.

Dann zerschlug den armen Körper ein tonloses Wimmern. Stoßweises Meckern und Sägen und Kratzen.

Und er wehrte sich nicht, daß sie sich über ihn beugte in sanfter Sinnlichkeit, wie einst über den Israel, als er noch nicht wild gewesen war in ihres Leibes Rosenbeet.

Sie küßte den Buben, trocknete ihm das Gesicht, strich ihm das Haar glatt und die tiefen Kummerfalten. Sorgsam, mädchenhaft und ganz sinnlich. Immerzu und stetiger, heftiger.

Antje wagte auch nicht, dem Jungen das Bild wieder abzufordern. Etwas Feindliches lag schattenhaft auf seinem Gesicht. Er fragte nie mehr nach dem schönen blanken Stern. Aber sie wollte nichts wissen. Nichts wissen, nichts wissen.

Da Fredrik wieder aufstand, vergrub er das Bildchen schnell in der Lehmgrube unter dem Ofen. Denn er hatte Angst, daß ihm die Mutter das schöne Ding wieder abnehmen könnte.

Fredrik hatte jetzt eine verkrüppelte Schulter und mußte sich auf einen Stock stützen.

Aber der Steiger Verweno, der ein Bruder der Antje war, meinte: „Och, och, ich werde den Bengel schon mitnehmen. Er kann in meinem Revier Pferdejunge werden. Da verdient er seine vier Gulden die Woche."

Antje fuhr wild auf und verbat sich solche Reden.

„Jungchen soll nie und nimmer zur Grube. Er wird überhaupt nicht arbeiten gehn!"

Das ſagte ſie auch dem Pfarrer, als Fredrik zur Kommunion ging. Die Spitalweiber, die auch in der Kirche waren, ſahen den Jungen fremd wie einen Toten an und bekreuzten ſich.

Im Spätſommer kam der große Auszug. Der Staat hatte das Dorf geſchloſſen. Am jenſeitigen Ufer war unterdeſſen eine neue Kolonie errichtet. Da war die Erde noch nicht angebohrt. Und die Bäume ſtanden grün und ſaftig in den Blättern.

Das alte Dorf ſollte niedergeſprengt werden. Von der Genietruppe hatte man zwanzig Mann geſandt, die legten überall Sprengſchüſſe, um die elenden Hütten dem Boden gleichzumachen. Und auf den abgeſperrten Gaſſen ſtanden Poſten mit geladenem Gewehr, damit niemand mehr in das Dorf zurückkehre.

Antje hatte ein ſchönes, weißgekalktes Häuschen bekommen. Fredrik half wacker beim Einräumen der Sachen. Plötzlich vermißte Antje zwei Speckſeiten. Da fiel ihr ein, daß ſie die im Schornſtein hatte hängen laſſen.

Und Fredrik hatte ſein Bildchen unter dem Ofen vergeſſen. Er gab ſich das aber nicht bloß. Antje jammerte um den ſchönen Speck.

„Mutter," ſagte Fredrik ganz heftig, „heut abend, wenn die Soldaten in der Schenke ſind, holen wir den Speck!"

Antje wollte nichts davon wiſſen, wie ſehr auch der Verluſt des Speckes ſchmerzte.

„Die Erde kann ſich auftun und dann haben wir wieder das Unglück. Nein, nein! Laß man den Speck." Das ſagte ſie Fredrik.

Aber Fredrik, der das Bild nicht miſſen wollte, quälte die Mutter immerzu.

Sie fröſtelte und fluchte, die Hände ſchlaff im Schoß. Sie dachte das wieder aus, das Furchtbare, das dem jähen Unglück vorausging. Joſef, Maria! Das Unglück! Nein, nein!

Doch Fredrik ließ nicht nach, bis die harten Linien des Zornes in ihrem Geſicht verſchmolzen.

Und als es Abend wurde, nahm Antje den Jungen und sie gingen miteinander hinaus.

Sie holperten schweigend den Weg hinunter, weiter und nach dem Fluß hin. Die Brücke schwankte und stöhnte laut wie eine Vergewaltigte. Und der Stern, den Antje suchte, kam nicht. Schauer rieselten dahin.

Durch den dicken, trägen Dunst schaukelte das Dorf heran. Ein armseliges Ausgestoßenes hinter den Schachttürmen und Erzmühlen. Der Schein der Hochöfen lag darüber wie aufgelöstes Blondhaar von Millionen Frauen.

Da flammte das hohe weiße Kreuz, das sie dem Israel hatte setzen lassen, auf und überschwemmte alle Gräber.

Sie riß den Jungen zurück, wollte ihn hinbetten an die offene Brust, daraus sieben Schwerter starrten. Sie riß den Jungen zurück. Etwas schnürte ihr die Kehle zu. Ein Blutschrei, der hinauf wollte.

Und sie fühlte des Knaben Abwehr wie eine gemeine Schändung und konnte doch nicht die magern, abwehrenden Hände halten.

Als Fredrik seine Arme locker fühlte, wandte er sich jäh ab und hopste wie ein Heupferdchen davon.

Da war Antje wach gerufen und sah nur den stachligen Zaun vor sich.

Fredrik zwängte sich hindurch, schlenkerte das lahme Bein hinunter und stand steif in dem Abgezäunten.

Antje sah noch sein starres, verstörtes Gesicht aus dem roten Nebel wie einen Totenschädel.

Sie konnte nicht weiter und beschloß zu warten.

Rief da nicht jemand: „Fredrik? — — Fredrik . . .?"

Eine Eule huschte laut vorüber.

Fredrik ging nicht zuerst in die Räucherkammer, um nach dem Speck zu fingern. Er tastete sich durch den Flur in das Hinter-

stübchen und stolperte über einen schweren Balken, den die fremden Soldaten wohl dort hingeworfen hatten.

Fredrik erhob sich ächzend.

Blut rann über sein Gesicht, und der Totenvogel schrie stärker. Mit beiden Händen grub er wie ein Maulwurf den Lehm vor dem Ofen auf. Das Bildchen kam noch immer nicht.

Plötzlich fühlte er einen harten runden Gegenstand, der an einer Schnur hing. Dieses fremde Ding machte ihn neugierig zittern. Er mußte das Feuerzeug schlagen. Das Feuerzeug an der Sprengpatrone.

Schwer rollte der Donner über das tote Dorf und die Erde spaltete klafterweit.

Knirschen und Krachen von Gebälk übertönte das Brausen der Hochöfen. Und Wände und Estrich und Dach knarrten, polterten, wälzten sich in den Abgrund hinein. Rauch und Staub jagten wie ein Wetter davon, und die Nacht flatterte auf mit blutigen Tüchern.

Die aber, die auf dem Stein an der Umzäunung saß, sah alles mit aufgerissenen Augen und schlug hintenüber, als die Explosion über die Erde fuhr und das Dunkel zerfetzte.

Und unten aus dem grausen Spalt lachte und wieherte gellwahnsinnig der Tanz zweier Stimmen, die sich verschwisterten. Lachten, posaunten, rollten weiter und immer ferner scholl das Gelach: Huhu — huhu — huhu — huhu — hu — huhu.

Huhu — huhu sprang Antje aus der Betäubung auf und rannte querfeldein. Blutrote Fratzen vorauf. Sie breitete die Arme aus. Die Schatten überschlugen sich, verwirrten sich in der gräßlichen Lache, oh das Unglück! oh das Unglück!

Das war wie eine Beschwörung. Wie eine Erlösung.

Und es war kein hohles Echo, das tausendstimmig zurückdonnerte aus der zerklüfteten Nacht. In dichten Scharen kam es von der Grube und von der neuen Siedlung.

Und sie wußten alle, daß einer fort mußte von der Welt. Einer, dessen Tag nun gekommen war, wie sie es vorausgesagt hatten mit lästerlichen, kalten, trostlosen Worten.

Sie suchten triumphierend Antje. Ihre Blicke glühten wie in der Extase des Rausches. Es war ein Blutrausch. Der Rausch nach dem Opfer.

Antje aber fand sich wieder in einem anderen fernen Grubendorf. Dort verdingte sie sich auf der Erzmühle. Suchte dort den Tod und suchte ihn vergebens.

Das Pferdejuppchen

(1910)

I

Am Palmsonntag war Juppchens Konfirmation. Der Vater hatte versprochen mitzugehen. Dann aber kam plötzlich das mit dem Wetterbruch dazwischen, und er mußte die ganze Samstagnacht auf der zweiten Sohle durcharbeiten. Erst gegen sechs Uhr war er von der Grube gekommen. Mustnaß und hundemüde. Und um neun begann schon die Kirche. Als ihn seine Frau leise weckte, richtete er sich halb auf, stieß einen kräftigen Fluch aus und wälzte sich auf die andere Seite.

Da gingen Juppchen, Mutter und Großmutter allein. Es waren an die zwanzig Knaben, die eingesegnet wurden. Und sie trugen alle schon die Runen der Adamsqual auf der Stirn.

Der alte Pastor hatte danach seinen Text gewählt und schob mit viel Umständlichkeit den sechsten Vers des elften Kapitels aus dem Prediger Salomo seiner Rede vorauf. Er hatte die Genugtuung, daß nur wenige Augen trocken blieben.

Die Orgel spielte einen Choral dazu, der dumpf wie das Donnern der großen Fördermaschine klang.

Juppchens Lippen murmelten mechanisch das Schlußgebet, und dann stand er mit der Mutter wieder draußen auf dem öden, sandigen Kiesplatz.

Langsam kam die Großmutter angehumpelt. Sie küßte Juppchen auf beide Backen, daß es schallte. Und darüber hin gingen drei fröhliche Kirchenglocken.

Juppchen fuhr sich mit dem Handrücken durch das Gesicht und sprang auf den Weg.

Als sie den Vorgarten des Häuschens betraten, kam der Vater in Hemdsärmeln aus dem Kaninchenstall, die abgezogenen Felle von zwei weißen Tieren in der Hand.

Juppchen erschrak, als er des Vaters blutbefleckte Hände sah. An dem Küchenfensterkreuz hingen die dicken Bälge mit den bloßen Billen. Die runden Köpfe waren eine unkenntliche Masse mit herausquellenden Augen.

„O meine Hänschen", seufzte Juppchen und eine Träne kollerte über sein Gesicht.

Es waren seine eigenen Tiere. Er mußte für das Futter sorgen und den Stall reinmachen. Er lebte mit den Tieren, er wußte, wann die Jungen geboren waren und wieviel von den Dingern jedesmal im Nest lagen. Er nahm sie, so oft er in den Stall kam, in die Hand, strich langsam und zärtlich über das samtene Fell und küßte die offenen runden Schnäuzchen. Nun waren die zwei schönsten Tiere tot.

„Mausetot", sagte der Vater, wie wenn er die Gedanken Juppchens erraten hatte.

Sie gingen zusammen in die Stube.

Mutter zog das schwarze Kleid aus und band sich eine große blaue Schürze vor, um das Mittagessen zu bereiten. Während sie in der Küche hantierte, setzte sich Juppchen ans Fenster und erzählte dem Vater von der Predigt.

„Schon recht! Schon recht!" brummte der und schob den Pfeifenstummel von einem Mundwinkel zum andern.

Inzwischen hatte Mutter das Mittagessen bereitet: eine Schüssel Salzkartoffeln und Buttersauce und in einem tiefen runden Napf das weiße Kaninchenfleisch.

Juppchen aß nur von den Kartoffeln und ließ das Fleisch stehen.

Mutter schalt. Aber Vater sagte: „Laß nur, Alte. Morgen schmeckts dem Bengel schon besser."

Juppchen stand vom Tisch auf. Zum ersten Mal hatte er vergessen, das Dankgebet zu sprechen und den Alten die Hände zu küssen.

Es erinnerte ihn auch niemand daran.

Er setzte sich in die Laube und weinte still und stetig.

Am Nachmittag gingen sie aufs Feld und pflanzten Bohnen. Die Sonne stach heiß wie im August. Die Erde staubte weiß auf. Und die Bäume der Allee tanzten hin und her in der ersten Knospenfreude.

Vom Dorfplatz, wo ein paar Karussells, Luftschaukeln und allerlei Krambuden standen, kam wüstes Geräusch: Drehorgelgekreisch und Blechmusik.

Juppchen horchte auf und flüsterte der Mutter etwas ins Ohr.

„Was will er?" schnauzte der Vater.

„Juppchen möchte auf die Kirmes gehn!"

„Da wird nix draus. Morgen um fünf müssen wir aufstehn. Die Bummelei muß jetzt aufhören."

Juppchen duckte sich wie unter einem Schlag. Er wollte ein Wort hinausstoßen. Aber die Zunge hielt es fest und verstopfte seinen Mund wie mit einem trocknen Lappen.

Gern hätte er auf den schönen braunen Holzpferden geritten.

Pferde liebte er noch mehr wie die Kaninchen. Jeden Nachmittag nach der Schulstunde war er dem Pferdeknecht des Direktors begegnet, der ein schwarzes blankgeputztes Tier durch das Dorf spazieren ritt.

Juppchen war immer eine Weile stehen geblieben und hatte mit feuchtglänzenden Augen dem Reiter nachgeschaut.

Einmal, als der Knecht vor dem Wirtshaus abgesessen war, mußte Juppchen das Pferd so lange halten, bis der bestaubte Reiter seinen Durst gelöscht hatte.

Juppchen bekam dafür ein paar Pfennige. Er sagte danach zur Mutter, daß er auch gern ein Kutscher werden möchte.

Aber die Mutter meinte, daß der Vater nie so etwas zulassen würde. Denn er sollte ein Bergmann werden, wie Vater und Großvater und all die anderen aus der Familie.

Juppchen hatte versucht, vielerlei Einwände aus seinem kleinen Gehirn zu kramen. Er hatte wirklich deren gefunden und die Mutter damit überschüttet, Tag für Tag. Bis sie des Geredes überdrüssig geworden war und ihn strafen mußte. Da hatte Juppchen einen kleinen verwunderlichen Schmerz empfunden und fortan der Mutter gegenüber von den Plänen geschwiegen.

An den stillen Vormittagen aber, wenn die Mutter im Gärtchen hantieren mußte, war er zur Großmutter auf die Stube gegangen und hatte vor ihren erstaunten Augen alle Wünsche vollzählig aufgebaut. Und die verhutzelte Greisin war immer milder Tröstungen voll, bis der Raum sich in Rührung gehoben hatte.

Sobald ein Karussell dann im Dorf war, steckte Großmutter dem Jungchen eine kleine Münze zu, sich nach Herzenslust auf den Holzpferdchen auszureiten.

Am Morgen vor der Konfirmation hatte sie ihm gar zwei Groschen geschenkt, auf den Kirmesrummel zu gehn.

„Wer weiß was morgen ist," hatte sie gesagt und war mit der Hand über die Augen gefahren.

Nun hatte ihm der Vater das alles zunichte gemacht. Und sein Herz war doch so voll davon gewesen. Während der Predigt und beim Mittagsmahl und noch lange nachher.

Juppchen sah nach dem Vater hinüber mit zerfurchten Mienen, böse glimmenden Augen und dumpfen Blutes im Kopf.

Als die Dämmerung schattenhaft über das Feld kroch, gingen sie zusammen nach Hause. Vor der Straßenbiegung drehte sich Juppchen noch einmal um und sog die verworrenen Geräusche vom Kirmesplatz wie einen schönen Geruch ein.

Gleich nach dem Abendessen fing man an sich auszuziehen. Hosen und Röcke flogen über die Stuhllehnen. Mutter holte den neuen blauen Leinenanzug für Juppchen aus der Kommode und legte ihn auf den Schemel vor das Bett.

„Und nun fix in die Falle und morgen frisch aufgewacht!“ polterte der Vater.

Bald wurde es totenstill im Hause. Aus der Kammer und vom Boden herab, wo die Großmutter schlief, scholl schweres Schnarchen.

Draußen im Garten blieb graugrünes Dämmerlicht, bis der Mond vorüber war.

Juppchen wachte die halbe Nacht. Zauberte sich Pferdchen in allen Farben vor und wählte sich aus der Schar einen kleinen schlanken Silberschimmel aus. Darauf ritt er hurtig über Berg und Tal einer fremden Ferne zu, und fühlte sich wachsen und sah sich wie einen glänzenden Ritter aus dem Märchenbuch. Und als die Uhr schlug, drei harte abgezählte Schläge, fühlte Juppchen dieses wie einen Befehl über sich: zurückzukehren und auszuharren in der Bestimmung des Vaters.

So wollte er nun ohne Gedanken wachliegen und warten, bis die Mutter aufstand und das Feuer in der Küche schürte.

Aber seine Augenlider wurden so schwer und auf der weißen Wand des Zimmers fingerte ein blutroter Schatten. Hastig zog Juppchen die Decke über den Kopf.

Mutters schwere Holzpantoffeln, die über die Diele stampften und nach draußen gingen und wieder zurückkamen, rissen ihn wie ein heftiger Schreck empor. Er fuhr hastig in die Leinenhosen und ging breitbeinig an die Wasserleitung. Mit viel Umständlichkeit wusch er sich Brust, Nacken und Hals, so wie er es beim Vater gesehen hatte. Danach setzte er sich wartend an den Tisch.

Da kam auch schon der Vater aus der Kammer. Schaute schlaftrunken drein und blieb gähnend vor dem Herd stehen.

Die Mutter stellte den Kaffee auf den Tisch und schnitt das Brot zurecht, das Vater und Juppchen mitnehmen sollten auf die Grube.

Juppchen trank hastig den Kaffee und vervollständigte seinen

Anzug. Ein Schauer der Erwartung fröstelte über sein schmales Gesicht und färbte die Lippen blau.

Der Vater nahm ihn beim Arm und zog ihn hinaus in den kühlen Morgen.

II

Über den toten Lehmweg zog schon ein langer schwarzer Zug von Fronleuten der Grube zu. Man ging wie über einen Feuerwerkplatz. Die kleinen Häuser an der Straße warfen große, braunblaue Vierecke auf den geölten Weg. Das Geräusch der Seiltürme flog gewitternd über die krausen Netze des Rauches. Rußschwärme jagten wirbelnd durcheinander. Töne von menschlichen Stimmen: Ein Zusammengeworfenes, dumpfes, melodisches Summen wie von Insekten, zerrissen in der Orgie der materiellen Brandung. Klangen nur in Pausen nach wie gedunsene Halle eines Echos. Waren Endungen eines Spieles, das Seele verlor.

Im Schein der wattigen Lampenhelle, die kaum die Giebel berührte, wanderten alle Menschen krumm, wie vergreist. Sie schienen nichts mehr wissen zu wollen und träumten ihre Wege hinab. Erde zitterte ihren Hälsen zu und mühte sich, die eckigen, durchgearbeiteten Schädel zu halten. In den Köpfen waren allein nur Kerne noch wach. Alles, was diese Kerne umhüllte, war ein trunkener Mechanismus. Eine Welle regelte ihn. Ein Magnetismus, der von einer außerordentlich organisierten Zentrale herkam: zu regieren und zu profanieren.

Und eins dieser Tore gähnte gefräßig und sog die Menschen, die waren, mühelos hinein.

Lange Arme ruderten, Gesichter sprangen weiß vor. Knochige Hände griffen Zahlen an. Gewirr von Lampen flog auf. Signalglocken überschrien den Steiger, der vielerlei Namen gleichgültig aufrief. Und die Namen bejahten halbgemurmelt die Aufrufe.

Dann und wann schnellte eine Hand empor: wie, wenn Kinder

Schulweisheiten auskramen. Eine Hand, die kühle Gefühle spürte. Wäre ein Wille darüber gelegen, hätte sie zugestoßen. Spitz und blank. Und wäre warm geworden in Röte.

Die Menschen aber wanderten in die Raue. Das war ein kalkweißer Saal zur ebenen Erde. Lange Steintröge mit fließendem Wasser flankierten die Wände. Von der Decke baumelte in gedrehten Wirbeln das verschwärzte Blau der Arbeitsanzüge.

Man zog sich um. Die Luft stank von Schweiß und verschwitzter Unterkleidung. Dann standen Akte: blank wie Bronzen von Meunier.

Tatzenbreite Klauen klatschten zum Spaß auf muskulöse Schultern. Krampfadern standen geschwollen auf Fleischklumpen der Oberarme und Unterschenkel. Geschlechtliches lag dumpfverkrochen in den Höhlen. Nur das gewohnte Werfen mit Zoten, das gering und automatenhaft war, täuschte Springlebendigkeit vor.

Die Glocke ratterte wieder. Und ein Blöken schwoll wie Gedränge von Schafen im engen Stall. Hitzige Geräusche aus den Kehlen hatten aber kein Medium zu durchdringen.

Juppchen stand mit hochroten Wangen und klopfenden Herzens da. Etwas in ihm, das lange geschwiegen hatte, jubelte auf.

Der Vater aber sagte plötzlich ganz barsch: „Marsch, hallo!"

Und übergab den Jungen dem Schreiber und entfernte sich mit einem gleichgültigen „Glück auf!"

Mit fünf anderen Burschen, die schon länger auf der Grube waren, wurde Juppchen in den Förderkorb geschoben. Dann ging es hinunter. Dreihundert Meter tief.

Juppchen fühlte, wie sich alles in seinem Leib im Kreisel drehte und nach oben stieg. Sein Mund wässerte sauer, und seine Nase begann zu bluten.

Da hielt der Korb mit einem heftigen Stoß. Die Burschen zerrten Juppchen heraus und stießen ihn durch den Querschacht zur Pferdehalle.

Warmer Stallgeruch kam aus dem niedrigen Saal. An fünfzig Pferde ſtanden da in Reih und Glied vor den langen Zementkrippen. Von der ſchwarzen, glimmernden Decke baumelten lange Lichterreihen und der weiße Strahlengiſcht ſchäumte in die entlegenſten Ecken.

Ein Halbinvalide führte die Aufſicht über den Stall. Juppchen reichte ihm den Schein, den er vom Schreiber erhalten hatte, und bekam darauf ſeinen Platz zugewieſen. Ein älterer Burſche mußte ihn mit der Handhabung von Striegel und Bürſte bekanntmachen und das Füttern zeigen.

Juppchen paßte mit hellen Augen auf und begriff ſehr ſchnell. Er fühlte ſich jetzt dem Willen des Vaters überlegen und triumphierte innerlich.

Als er nach Beendigung der Schicht wieder auffuhr, ſtand der Vater ſchon fertig in der Kaue. Er machte ein böſes Geſicht und fragte auch Juppchen nicht, wie es ihm unten ergangen war. Wortlos machten ſie ſich auf den Heimweg.

In der harten ſchneidenden Luft des Spätnachmittags fühlte Juppchen eine ſchwere Müdigkeit in den Gliedern. Seine Knie drohten einzuknicken. Er hielt ſich aber tapfer bis zur Behauſung.

„Da, hier haſt du dein Pferdejuppchen, Mutter. Zu ſchwach iſt er, um ins Gedinge zu fahren. Einen ganzen Taler Löhnung weniger bekommt er. Kaum genug, die Koſt zu bezahlen!“

Die Mutter erwiderte nichts auf die ungewöhnlich harten Worte des Vaters, der ſich mißmutig auf den Stuhl warf. Sie ſtrich Juppchen über das feuchte Braunhaar und über die ſchmalen, ſommerſproſſigen Backen.

Juppchen wollte der Mutter die Freude, daß er ganz unerwartet zu den Pferden gekommen war, jubelnd mitteilen. Aber vor dem Vater wagte er es nicht auszuſprechen. Durch ſeinen Kopf rauſchten die friſchen Eindrücke wirr durcheinander. Er ſchwankte zwiſchen

Wollen und Nichtwollen eine lange Weile. Dann legte sich das Fieber.

Nach und nach verschwand auch die Müdigkeit in den Gliedern, wenn er von der Grube kam. Ganz heimisch war er dort unten schon geworden und stand mit den sechs Pferden, die er zu besorgen hatte, auf Du und Du. Den einäugigen Schimmel hatte er besonders lieb. Diese Liebe ging mit der Zeit so weit, daß er die Haferration der anderen Pferde beschnitt und das Ergatterte dem Schimmel zuführte.

Das merkte das so bevorzugte Pferd sehr bald, und es entspann sich eine innige Freundschaft zwischen den Beiden. Jeden Abend, wenn Juppchen den Stall verließ, drehte sich der Schimmel um, wippte mit dem Kopf und stieß ein helles Gewieher aus. Und sobald am nächsten Morgen der Förderkorb in die Sicherung schlug, vernahm Juppchen schon aus dem betäubenden Geräusch den leise gewieherten Frühgruß.

Immer, wenn er das Tier für die Wagenfahrt zurecht machte, erzählte er ihm alle Pläne, die er mit ihm noch vorhatte. Er würde sich Geld sparen. Jede Löhnung eine Mark. Und wenn dann ein schönes Sümmchen zusammen war, würde er den Schimmel dem Direktor abkaufen und mit ihm die Grube verlassen auf Nimmerwiedersehen. Oben könnte man vielleicht billig einen Wagen erstehen und für die Bahn Fuhrdienste tun. In der Sonne müßte es dem Schimmel doch viel besser gefallen. Da gab es frischen Klee und langes, weiches Gras. Und ein blankes Ledergeschirr mit Schellen am Joch sollte der Schimmel haben. Eine weiße, gebogene Peitsche mit einem goldenen Griff würde er auch kaufen. Aber nicht um den Schimmel zu schlagen. O nein, das tun nur die rohen Sandkärrer, die ihre Tiere im Regen stehen lassen, derweil sie im Wirtshaus sitzen und stundenlang Karten spielen.

Manchmal flocht Juppchen seinem Schimmel ein buntes Woll-

band, das er der Mutter abgelurt hatte, in die Mähne. Und den Fahrer bat er, nicht so rauh mit dem Tiere umzugehen.

Doch der verlachte ihn und riß das bunte Band immer wieder aus der Mähne heraus.

Eines Tages sagte Juppchen zum Schimmel: „Weißt Du, zwanzig Mark habe ich schon zusammen. Das wird bald langen zum Kauf. Dem Vater will ich es nicht eher sagen, bis es soweit ist. Dann räume ich den Kaninchenstall aus und bau Dir eine Krippe hin. Daraus sollst Du ganz allein fressen. Das wird viel schöner sein als mit den vielen zusammen. Und an den Wagen spanne ich Dich auch allein. Kein anderer soll Dich führen."

Der Schimmel senkte den Kopf und schnupperte mit den weiten Nüstern über Juppchens Gesicht.

Während dieses Auftritts war der Inspektor mit dem Stallwärter in den Verschlag getreten und machte sich an dem Schimmel zu schaffen. Juppchen hätte aufweinen mögen, so rauh fuhr der Mann dem Tier über Rücken und Gelenke.

Nach einer Weile des Prüfens sagte der Inspektor: „Na, den alten Bock können wir ebenfalls ausrangieren. Zusammen mit dem lahmen Fuchs aus der vordersten Coje. Die Tiere brauchen nicht mehr eingespannt zu werden. Um zehn kommt der neue Transport."

Der Wärter nickte und begleitete den Inspektor hinaus.

Juppchen, der den Sinn der Worte nur halb verstanden hatte, stand mit offenem Munde da und sah bald den Schimmel an, bald die anderen Pferde.

„So", sagte der Wärter, der wieder zurückgekommen war, „nun werden wir den Klepper endlich los, Juppchen. Dafür bekommen wir ein ganz junges Tier! Fein, was?"

Juppchen kroch tief in sich hinein. Seine Knie zitterten. Die Augen rollten vor wie auf Stahlnadeln gespießt. Ein Weinen stieg von unten herauf und würgte ihm in der Kehle. Und dann war

es, als ob er ſich mit ausgereckten Armen an einen feſten Gegenſtand lehnen müßte. Die Schläfen klopften wie Hämmer. Die Lippen brachen auf. Ein heller Schrei zerfetzte die Luft.

„Ich laß ihn nicht fort! Ich will ihn kaufen! Ich habe Geld! Wieviel willſt Du haben? Morgen bringe ich es Dir! Ein ganzes Beutelchen voll Geld habe ich! Ich laß den Schimmel wirklich nicht fort!“

„Ach, was biſt Du für ein kindiſcher Bengel! So ein Junge! Hat man ſo etwas ſchon erlebt?“

Juppchen weinte lautlos und ganz gebrochen.

Da riß ihn der Wärter an der Schulter empor: „Marſch, die Kette los. Und daß Du mir den Halfter ordentlich aufſetzt. Gleich kommt der Korb herab.“

Juppchen ſchritt an den Schimmel, ſtrich ihm zärtlich das Fell und machte langſam die Kette los.

Der Schimmel beugte den Kopf herab. Mit dem offenen weitſichtigen Auge ſtarrte er den Knaben an, als wüßte er, daß es ein Abſchiednehmen für immer war.

Juppchen fühlte, wie ein blutiger Tau ſein heißes Herz überſtrömte. Er fuhr ſich über die Stirn und ließ die Hände ſchlaff herabfallen.

Plötzlich ſprang er an den Verſchlag, holte ſein ganzes Brot und gab es Stück für Stück dem Tier.

Noch ehe der Schimmel den letzten Happen verſchluckt hatte, rief der Wärter.

Juppchen warf dem Pferde den Halfter um und zerrte es hinaus. Er ſchritt wie zu einem Begräbnis.

Der Wärter riß ihm die Zügel aus der Hand, verſetzte dem Schimmel einen Stoß in die Weichen und trieb ihn in den Förderkorb. Der Fuchs war ſchon feſtgebunden an der Gitterſtange und ſtand ruhig mit herabgeſenktem Kopf. Juppchens Schimmel kam

vorn zu stehen. Der Seilschläger riß an, und pfeifend fuhr der Korb in die Höhe.

Juppchen stand gerade unter der Schachtluke. Er schnalzte mit der Zunge, und gleich darauf vernahm er in dem schwelenden Düster ein unterdrücktes Gewieher. Und ganz deutlich sah er noch, daß der Schimmel den Kopf aus dem Gitter herabbeugte.

Juppchen wollte die Hand heben und winken — — in demselben Augenblick fiel etwas unendlich Schweres herab und traf ihn mitten in das erhobene Gesicht. Wie ein nasser Sack klatschte er breit hin und erhob sich nicht wieder.

Ein kantiger Türrahmen bei dem ersten Füllschacht hatte den vorgelegten Kopf des Tieres während der rasenden Fahrt glatt vom Halse getrennt.

Der Grubenarzt, der Juppchen den Totenschein ausschrieb, setzte trocken hinzu: er wurde von einem in den Schacht herabfallenden Pferdekopf erschlagen.

Die Gruft von Valero

(1911)

I

Unter den Zwanzig, die den Förderkorb betraten, als er schon murrend in den Gelenken knackte, waren zwei bemerkenswert. Piet, der Vollhauer und Jonsen, sein Gehilfe. Sie waren Wühler auf derselben Sohle. Piet begrüßte den Jonsen zuerst. Ein kurzes heftiges Anziehen durch die Nase ging seinem Gruß vorauf. Und der Fall seiner Worte gluckste wie das Gerinsel einer Regentraufe.

„Wir werden heute den neuen Flöz anpacken. Du weißt ja, den am Wetterschacht. Saure Arbeit wird's geben!"

Dabei stieß er seine Fäuste klumpig empor wie fluchend. Und sein Gesicht schrumpfte aus dem Ungewissen des Lichtes tierisch ins Besessene.

Jonsen nickte. Nickte nur und sagte rein nichts. Vielleicht war es ein Vorgefühl tiefsten Schreckes. Zudem krankte er an der Formulierung eines Prinzipes zu höherem Lebenszweck. Man sagte unten im Dorf, daß er nur Studien halber sich ins Joch gespannt hatte.

Polternd schüttete der Korb die Hauer auf den Gang. Sie rannen auseinander wie gewordene Brut aus Schalen. Immer in Trupps zu zwein und drein.

Piet und Jonsen hatten von dem Steinriff, wo die Knappen in gesonderten Höhlen Hacken und Schaufeln rührten, noch eine viertelstündige Wanderung zu machen. Das gewohnte dumpfe Surren der Kippwagen, das Kreischen der Sauerstoffgebläse und alle Geräusche von Schlägel und Bohreisen hinderten nicht, daß den Wallern die Minuten durch den stockdunklen Gang lautlos erschienen, wie von einer bis zur letzten Endung gespannten Feder gehalten.

Jonsen hob die Lampe. Ein winziger blauer Kranz umschwirrte zitternd den roten Lichtkegel.

Piet schnüffelte lange und verdrehte die Augen wie unter der Nähe von etwas bitter Süßem.

„Hier stimmt es nicht mit der Luft. Die Berieselung klappt ja. Aber die Enge — — die Enge. Spürst du das denn nicht?"

Jonsen verneinte. Aber mit offenen Augen horchte er herum. Endlich, leise . . . aus Tiefen — rauschten Dinge. Aber er war nicht aufgeklärt, sie zu deuten. Sein Instinkt war hier einfach abgeschraubt.

Da ging Piet voran. Der gekrümmte Rücken, dessen Muskulatur bei jedem Schritt aufschwoll, sowie die eckigen Knullen der Oberarme scharrten an der Verzimmerung. Feuchtigkeit triefte dünn von den Bohlen herab. Der schwarze Schlamm lag zäh wie ein pilziger Brotteig auf dem Boden und sog das Schuhzeug an: schöner Teppich für Besoffene. Ins Gesicht Getropftes schmeckte sauer und ließ den Speichel auf der Zunge gerinnen. Es ließ sich auch nicht vernichten. Klebte sich an die Kleider und wurde gewohnt.

Piet und Jonsen standen am Ende der Sohle. Der Fels, das reine, schwarzglänzende Fleisch der Erde, hob sich aus dem überschwemmten Bett der Seugen.

An einen Pfosten, dem lange Schmarotzer der Fäule wie Strähnen eines verwilderten Bartes herabhingen, klemmten sie die Lampen. Piet tat noch den grünen Kittel hinzu.

Eine torartige Verzimmerung schloß den Gang ab. Dahinter lag der Schlagwetterherd: die Gruft. Man war gewohnt, nie von dieser Leichenkammer zu sprechen, ohne sich zu bekreuzen. Vielleicht waren noch Scherben darin von Toten, die vermißt wurden, damals vor zehn Jahren, und die man nie wiederfinden wird. Achtzig waren eingefahren und nur siebenundsechzig hatte man ausgegraben. Dieses befahl Furcht. Und Jonsen fürchtete sich. Sein Blut sah. Und sein Gehirn fühlte so, wie man, von einer Ursache geregt, fühlen kann. Aber er konnte es sich nicht erklären und das Trübe des Geahnten nicht filtern. Darum meinte er:

„Warum mauert die Verwaltung das Ding nicht zu? Tote wollen doch ihre Ruhe. Gestörte Ruh aber fordert Opfer."

„Na, Jungchen, die Herren glauben, daß sich der Teufel wieder verkriechen wird. Voriges Jahr ließen sie den Berg absuchen. Aber der schwarze Satan speit immer noch Gift. Wir wollen gleich mal schaun!"

Jonsen zitterte vor dieser Schwärze. Als er noch klein gewesen war, litt er unter epileptischen Anfällen. Vielleicht war das Zittern in manchen Minuten, die dieser glichen, ein matter Nachhall der Krankheit.

Piet aber riß mit Gewalt das Brett los und zwängte seinen zyklopischen Körper durch den Spalt.

Jonsen zögerte.

„Du hast wohl Angst, mein Lieber, was? Nicht? Na, dann lang' mir mal die Lampe her!"

Er reichte sie ihm durch das Dunkel und kroch hinterdrein. Der Frost stand ihm auf der Haut, die wie mit grobem Sand bestreut war.

Das träge Dunkel, das Jonsen überfiel, war mulmig, wie zerkaut und ausgespien. Das Grundwasser klatschte breiig gegen seine Schaftstiefel. Irgendwoher kam ein Geräusch wie angestrengtes Sägen. Stahl durch Stahl.

„Nun schau mal her, Jonsen. Siehst du diese Blasen? . . . Hier die Klumpen meine ich! Da unten kommt es herauf."

Piet bückte sich noch tiefer herab und betastete mit dem hochgeschraubten Licht den Boden. Das Wasser war wie mit Millionen Perlen bestreut; Blasen, die ständig emporrollten und zerschlugen, gerieben durch ein ewiges Grau.

„Wird denn hier nicht mehr gepumpt?" fragte gedehnt Jonsen.

„Aber gewiß, gewiß doch. Da, vom andern Ende pumpen sie schon seit Jahr und Tag Hunderttausende von Kubikmetern frische Luft hinunter. Der Satan schluckt das aber wie Wein und mästet sich daran. Der geht nie hier weg."

„Und wenn man einen Luftschacht baut?"

„Dann fällt der Dreck wieder zusammen wie damals. Unser Schliefche war auch schon drin. Meine Alte hat ihn noch an der geflickten Hose erkannt. Gesichter hatten sie alle nicht mehr. Die hatte das Wetter eingeschlagen."

Piet schwieg einen Augenblick. Sein Gesicht verzog sich grimassenhaft gelb. Seine Schultern bogen sich flach herab. Die Lampe pendelte wie ein Zeiger, der die letzten Sekunden eines Mörders unter dem Beil von der Endung schneidet.

Dann wurde der Ausdruck seines Gesichtes wieder borstigrot. Die Schultern hoben sich in Beruhigung. Die Lampe stieg.

Jonsen hatte sich mit dem Rücken gegen die Verschalung gestemmt. Übelkeiten zerwalkten seine Gurgel. Durch die gehöhte Tätigkeit der Nerven sah er viel schärfer und suchte, wie in Sturmnächten, einen unbekannten Weg.

Piet rüttelte Jonsen auf: „Siehst du den Fels dort? Da geht der Flöz durch, den wir anreißen sollen. Von hier hätte man halbe Arbeit. Aber was nicht geht, kommt auch nicht. Und solange der Teufel hier die Luft verpestet —"

Sie schritten auf den Gesteinssturz zu. Glänzend frisch, wie die aufgehauenen Innenseiten eines Ochsen, quoll der schwarze Flöz heraus.

„Das ist schon ein massives Kohlchen," meinte Jonsen interessiert.

„Eigentlich sollte man den Abbau vornehmen. Es muß doch Mittel geben, die Wetter wegzublasen. Wenn *eine* Pumpe nicht genügt, nimmt man drei. Vielleicht kümmert sich der Steiger darum."

„O Jonsen, der möchte schon. Aber die Direktion will noch nicht. Vorläufig wenigstens. Die andern Sohlen liefern ja genug. Und dann: sie bluten jetzt noch, die Aktionäre. Der Bruch hat viel Geld gekostet. Einmal aber müssen sie doch anfangen. Nur ich werd's schon nicht mehr erleben. Gewiß nicht."

Er wischte sich mit der Hand über die Stirne, und mit zwei Fingern strich er sich über die Augen.

Dann zupfte er Jonsen am Ärmel und zog ihn hinaus. Schichten von ausgelebten Stundenkörpern fielen zurück. Sie trugen gestohlene Larven vom Schauplatz der Seelen.

Als Jonsen im Hinausgehen endlich begriffen hatte, was war, kroch er wie ein getretenes Tier und wünschte sich weg.

Mit einem Faustschlag setzte Piet die Bohle wieder in die Öffnung. Der blaue Lichtkegel in der Lampe stumpfte ab und ließ sich von der Röte der Dochtstrahlung verschlingen.

Die beiden Hauer bogen schweigend um die Ecke und setzten das Gezähe in den harten Stein. Schränen und Schürfen füllte die sechs Stunden der Restschicht. Wie dumme Kletten in Mädchenhaaren saß das Radgetriebe der Fron im Blut beider und mahlte Schweiß und Ächzen.

Ehe sie die Schicht beendet hatten, kam der Steiger und störte.

Er schnupperte wie ein Polizeihund am Gestein herum. Klopfte, horchte und trat in den Abbruch.

„Ich werde morgen noch ein Dutzend Kerle herschicken," sagte er gedehnt.

Piet zerbiß einen dicken Fluch. Jonsen sah nicht auf.

Dann verließ der Steiger mit den beiden den Ort. Sie schritten wie Gänse durch die Enge. Jonsen war der letzte. Über eine verschobene Schiene stürzte er plötzlich und brach das Bein.

II

Man hatte Jonsen ins Spital geschafft. Die süßen Giftgerüche waren Räuber seines Gehirns für Wochen. Wie durch einen blutroten Nebel sah er die nahen Fördertürme und Schachtgerüste. Geräusche, die durch die geöffneten Fenster gekommen waren, empfand er wie die Nähe eines Meeres, das von verschluckten heißen Untergängen wimmelt. Die Schwestern waren einfach unerträglich. Und die Ärzte griffen zu wie Henker.

Manchmal umschwirrten ihn Bestimmungen: was tatest du! Du! Wen weckte st du! Wen weckte st du!

Die Feinde, unter denen er hier lebte, wann würden sie das Seil knüpfen ... die Klinge heben ... das Gift gießen?

Begräbnisse fuhren stündlich durch sein Gehirn. Er schritt hinter seinem eigenen Sarge einmal.

Und als er sah, wozu er geholfen hatte, dachte er: gerade das Gegenteil wollte ich.

Das Fieber aber war stärker als der gepfählte Willen. Es zerstäubte ihn völlig. Wie Töne eines dunklen Spieles. Schmerzen des Wachen rissen sie fort.

An einem Sonntage kam Piet zu Besuch. Jonsen richtete sich auf. Aus dem gebürsteten Sonntagsrock des Kameraden kam ihm ein lieber Geruch zugeweht.

Piets Stimme machte einen brutalen Griff: „Daß du auch so ein Tölpel sein mußt! Warum hast du das nicht dem Steiger überlassen? Läg der hier, wäre die Gruft nicht offen. Nun sind wir drin. Acht Tage haben wir gebraucht, um den Sumpf zu stopfen. Aber weißt du, der Satan ist immer noch da. So was riecht man doch. Die andern ja gewiß nicht. Aber weißt du, eine Kohle gibt es ... o, ... eine Kohle ... die Kerle haben noch nie so verdient. Und du mußt hier nun faulenzen! Na, es geht doch besser? Was?"

Piet beugte sich herab. Sein langer Bart kitzelte Jonsens Ohr. Sein Atem war geschwängert vom Geruch der Gruft. So schien es Jonsen. Und dieses Fühlen von Verwestem, das durch seine Wachträume gerast war solange er hier lag, ließ ihn zurückschaudern von der Berührung mit den Händen Piets.

Aber Piets Hände waren wie Eisenklammern. Wie Zangen. Und griffen zu.

Er saß eine Viertelstunde auf dem Matratzenrand Jonsens. Der Abend brach weißgelb herein. Todbereite und Genesende dieses

Saales freuten sich daran. Beflügelung ihrer Atemzüge klang wie Vogelgezwitscher. Urteile waren aufgehoben. Hoffnungen stiegen strahlend und standen real. Jonsens Blut allein ging träge. Manchmal setzte das Herz ganz aus. In diesen Augenblicken der absoluten Leere nickte der kahle Schädel Piets in sein Bewußtsein hinein wie die Fratze eines Skeletts. Er hatte sicher noch Wundfieber. Denn er schrie plötzlich auf.

Piet sprang wie gestochen empor und rief die Wärterin.

„Sie haben den Jonsen behext," schrie sie wutkreidig auf und stand wie ein Panther geduckt vor ihm.

Piet drehte die Mütze in den schwitzigen Händen und ging langsam rückwärts zur Tür. Die großen Ohren, die von seinem Kopf weit abstanden, bogen sich wie krumme Hörner vor.

„Satan! Satan!" bellte da Jonsen und war mit einem Satz aus dem Bett. Aber die Beine hielten ihn nicht und warfen ihn platt auf den Boden. Man mußte ihm die Zwangsjacke anlegen. Vierzehn Stunden währte das Delirium.

Die schwarze Fahne des Todes und die rote des Wahnsinns umarmten sich. Doch das Dickträge des bäurischen Blutes hielt sich wie ein Wall. Das Gift schrumpfte einschläfernd zurück.

III

Mitten im Winter warf man den wieder gesunden Jonsen aus dem Spital. Die Schlackenhalden glänzten wie blaue Schneeberge. Vom Förderturm rutschten die Seilbahnen wie Gletscher. Den Häusern waren greise Bärte gewachsen von den Dächern. Fenster schauten blind wie aus weißen Wimpern.

Jonsen ging lahm auf einem derben Stock gestützt. Der Schimmelwirt nahm ihn wieder auf. Jonsen schuldete diesem bierseligen Faulenzer noch achtzig Frank. Die sollte er abarbeiten. Ein Lahmer ist immerhin noch als Nachtwächter nütz, hieß es auf der

Gewerkschaft. Jonsen bemühte sich um diesen Posten. Aber er dachte sich fast widerwillig auf die Grube. Noch waren Pläne da, die harrten. Seine Organe betrogen ihn nicht. Seine Ohren hörten lange die Melodie des wiedergewordenen Fronens und griffen danach. Richteten sie auf und verdrängten andere Assoziationen. Gewesenes zeigte sich in neuer Gestaltung. Alles Seiende vermochte nichts mehr zu gestalten. Der dünne Strich Verzicht war nur noch ein kaum gesehener Punkt.

Nach dem Abendessen sagte der Wirt zu Jonsen: „Daß die Gruft sich wieder aufgetan hat, weißt du wohl? Zwanzig Kerle hat sich der Satan geholt. Schade um den Piet. Es war ein schönes Begräbnis. Die Knappen von Ronsdael und Saint Legér waren mit ihren Fahnen gekommen."

Es war etwas Gebieterisch-Entsetzliches in dieser grauenhaft nüchternen Rede des Berichtes. Feuer und Schwefel standen dar über und dörrten Blutströme.

Jonsen war aufgesprungen. Er hielt sich die Schläfen, die schmerzhaft hämmerten. In seiner Kehle war kein Ton. Nur eine schwärende verklumpte Tiefe. Ein Reflex kam herauf und spiegelte das Wiedersein der Gräuel als Meer im Gehirn.

Das Gesicht des Schimmelwirts hatte sich zu einer Grimasse breiten Lächelns verzogen. Es kam wie ein Pfiff: „Den Steiger haben sie eingesperrt. Er soll an allem schuld sein ... he ... he, he, he."

Als Jonsen die ohnmächtig gebrochenen Augen auftat, um einen Satz zu sprechen, sah er hundert Gesichter. Flache Fratzen wie Fischbäuche und teergesalbt von der Schwärze der Explosion, fuhren ihn an mit Augen, die aus den Höhlen gesprungen waren. Heißer Atem qualmte auf und sengte alles Denken an.

Der Schimmelwirt glotzte Jonsen an wie: ist der Bengel verrückt! Hat er Fusel gesoffen? Gestohlenen Fusel?

So quälte er Jonsen und hatte den Heiligenschein Luzifers mit einem Mal. Da riß Jonsen eine Flasche vom Tisch und schlug sie dem Wirt in die Fratze. Säufer und Weiber liefen zusammen.

Jonsen wollte fliehen. Hinunter in die Gruft. Zu Piet — zu Piet — und weiter . . .

Der Gendarm aber legte ihm blanke Handeisen fest um die Gelenke.

Das Vorgesicht

(1912)

I

Einmal geſchah es, daß Séverin Roubaud den erkrankten Steiger Poulein plötzlich vertreten mußte, weil er der Älteſte auf der Sohle war.

Séverin aber betrachtete den Auftrag, einen verlodderten Flöz wieder berggerecht zu ſchaffen, ſozuſagen als Prüfungsaufgabe für den Hilfsſteiger-Poſten, der zu vergeben war.

Er ſpannte, von brutalem Ehrgeiz getreten, Hirn und Muskeln an. Trieb die fünf Kameraden wie Ochſen und fluchte bei der Einfahrt wie der Berginſpektor ſelber.

Jaques, der fünfte von den Kerlen, lockerte im erſten Zorn ſchon das Meſſer.

Der verwahrloſte Schacht ſtundete bereits ein paar Jahre und war ſchlüpfrig wie ein Sumpf.

Die ſechs Männer hatten ſchwere Arbeit mit dem hervorgequetſchten Gebirge, das ſich über zehn Fuß Mächtigkeit hinſtreckte.

Sie ſackten jeden Schritt breit, den ſie herausſchlugen, ſofort zu Keile und Bolzen ſaßen feſt im Aufhieb. Und aus Pram und Sohl rieſelte kaum noch Staub.

Nur im vorderſten Gang, wo Séverin allein ſchaffte, ſtand das Feuer in geduckten Funken und ſchrie nach der Wettermühle.

Aber Séverin hatte einen harten Schnapsſchädel und bohrte fort, trotzdem die Bläſer aus dem geriſſenen Bruch ſchon explodierten und ein Heulen wie von gereizten Löwen war.

Dicht hinter den anderen ſtürzten die Ladungen wie Lawinen von Staub. Benahmen ihnen allen den Atem und ſaßen fauſtdick auf dem Geſtänge.

Jaques murrte und warnte Séverin: den Bruch doch erſt ausſchwelen zu laſſen.

Séverin aber stemmte die Eisen, als säße hinter ihm einer mit Keulen.

Da fingen auch die anderen um Jaques an, unruhig zu werden. „Man sollte den Obersteiger anklingeln," schrie der rote Jean.

Zwei Weiber, die ganz hinten die Wagen andrückten und in Rufnähe waren, pfiff man heran.

Sie mußten die Wettermühle holen.

Séverin schlug weiter. Schlug, daß die ausgeklüfteten Felsen dröhnten.

In den Hölzern knackte es, als bohrten tausend Würmer darin. Und aus den Nebengebirgen scholl dumpfes Grollen herüber.

Man deckte das Kappholz und rammte die Buchenpfähle Schlag auf Schlag.

Widerliche Schwüle kam aus den Gängen, trotzdem die Mühle ungeheuer mit den Flügeln aus den Saugern schlug.

Der rote Jean, der aus dem Vlämischen stammte, warf die Eisen einfach fort und verkroch sich hinter das Gestänge. Ein schweres Grauen war über ihn gekommen, denn er hatte in der verflossenen Nacht einen bösen Traum gehabt. Er hatte seinen Vater rot und groß gesehen. Seinen Vater, der vom Förderseil aufgerissen wurde, vor Jahren, im Leichenkittel über die Halde tanzen sehen.

„Du Séverin!" heulte er auf und wischte sich den Schmutz von den dünnen Lippen.

Séverin blickte nicht auf von der Arbeit. Er lag auf den Knien und arbeitete, daß ihm die Zunge breit aus dem Halse hing.

Hin und wieder tat er ein paar Fehlschläge. Dann rann ihm das Blut aus großen Wunden von den Händen. Aber er zuckte nicht. Er fühlte sich wie ein Teil dieses Gebirges, das den anderen wie ein massiver Haufen aus dicker, ansteckender Finsternis erschien, in die sie ohnmächtig hineinbellten.

Endlich hatte er ein riesiges Loch geschlagen. Das Geröll quatschte auf seine Lenden wie lauter feuchte Sandsäcke.

Er beugte ſich vor, taſtete klirrend herum, ergriff die Flaſche vom Rücken und goß ſie ganz in ſein inflammiertes Inwendige.

Als ihm der letzte Tropfen des Fuſels durch den Schlund gefahren war, fühlte er wieder, was er vorhatte und ſchleuderte die Flaſche zurück.

Der Hammer ſprang wie geölt von ſeinen Schultern herab.

Rings war es ganz ſtill geworden von den Fäuſtelſchlägen der anderen.

Jean ſtand mitten im Gang und ſchrie noch einmal: „Du . . . du . . . Séverin . . . du . . . Mörder!“

Sein Geſicht war kreidig verzerrt.

Und die Augen zerriſſen die Finſternis. Und plötzlich öffnete ſich da im innerſten Innern ihrer Pupillen eine Luke. Kohlſchwarze Sammetpforten wurden tief drinnen aufgeſchoben. Und es ſtiebte eine ſchwarze Glut heraus. Ein knitternder Schatten von Feuer. Eine Flamme . . .

Sein Atem hielt mit einem Seufzer inne.

Er fühlte ſich ſengend heiß.

Die Lippen brannten.

Mein Gott!

Mutter Maria!

Joſeph . . .

Der Vater . . .!

Und da . . . da . . . da . . . wie von unten mit rieſigem Nacken wütend emporgedrückt, brach die ganze Arbeit zuſammen.

Splitterte. Riß. Knallte und rollte empor.

Die Kolbenwuchten ſteilten ſich wie Dämme. Berg und Gehölz verſchwanden in Rauch und Steinhagel. Ein Geheul wie nicht mehr aus menſchlichen Kehlen donnerte auf.

Aber die wahnſinnigen Rufe ſtarben hin in dem Lärm von herabſtürzenden Brocken und Waſſer, das wie ein Bergſtrom einbrach und den Staub verſchlammte.

Séverin ſchnaubte durch den verſtopften Mund wie ein wilder Hengſt. Stürzte in das Dunkel vor, wo er die Kameraden vermutete.

Da brach es noch einmal los und es war, als barſt die ganze Erde zuſammen.

Bis zur Bruſt war er feſtgekeilt und griff mit den Händen wie in Mehlberge.

Und immer neues Waſſer ergoß ſich und verſchlang die Staubwolken.

Von einem geknickten Pfahl herunter blinkte gelbes Licht.

Das war Jeans Lampe.

Er griff danach und hob ſie hoch.

Seine Augen zerſägten das Dunkel.

Da hörte er ein Jammern tief unter ſich wie aus einem ungeheueren Keller herauf.

Seine Augen begannen zu hüpfen.

Blut ſiedete auf den zackigen Felsſtücken. Fleiſchteile lagen dampfend auf den zerſchmetterten Hölzern.

Er bekam endlich eine warme Hand zu faſſen und verſuchte ſie mit aller Macht emporzuziehen.

Taſtete hinunter und griff naſſes Geſtein.

Die Hand ging verloren.

Er kratzte überall herum und konnte ſie nicht wiederfinden.

Er verſuchte, ſich aus dem Bruch herauszuwinden. Aber je heftiger er ſich abmühte, um ſo nachgibiger rollte neues Geſtein herab.

Seine Kraft erlahmte. Seine Augen brannten weh aus der Schwärze und ſuchten nach der Hand. Sie wurden gejagt von einem furchtbaren Wahnwitz. Jeder Nerv war aufgeſpannt.

Und da ſah er ſie wieder.

Die Hand . . .

Mit fünf Fingern . . .

Die bewegten ſich. Zitterten. Krallten ſich zuſammen,

Séverin ächzte und drehte ſich aus der Umklammerung in unſinnigen Verrenkungen.

Die dicke Luft machte ſeinen Atem kurz.

An den Geröllklumpen hämmerte ſein Arm ſich lahm.

Und dort unten war noch immer die Hand . . .

Finger, die krampfhaft verzerrt um Hilfe zuckten.

Sich wieder ſchloſſen.

Ein mörderiſch geballter Fluch, dieſe Fauſt.

Und ſie wuchs heraus aus dem Geſtein.

Ungeheuer groß heraus.

Séverin ſchüttelte ſich wild.

Froſt klirrte über ſein Geſicht.

Tauſend Räder brauſten durch ſein Gehirn.

Brauſten und riſſen die Augen mit, die nun nichts mehr ſahen. Nur eine furchtbare Nähe geiſterhaft fühlten.

Die krummgeballte Fauſt des Satans.

Und Brauſen und Stampfen des Weltgerichts.

— —

— —

II

Als Séverin erwachte aus purpurner Finſternis, ſah er in das blutige verzerrte Geſicht Jeans. Und die Hand, die er gefühlt hatte, die ſich in ſein Gehirn gehämmert hatte, hielt ihm die Lampe in die Augen.

„Ah — — — ah . . . du . . . du . . .“ ächzte er und ſchüttelte ſich vollends wach.

Jean erhob ſich, langſam, mühſelig, den Raum wie ein Rieſe ausfüllend. Eine Wolke, ein Berg — und brüllte: „Seht da! Seht den Séverin! Seht ihn an: da iſt er, der das alles getan hat. Seht da! Den Mörder!“

Séverin, ganz Beſinnung wieder und ſtark, packte ihn bei den Schultern, riß ihm die Lampe weg und kommandierte: „Maul halten! Du . . . du Tier. Siehſt du nicht, daß wir hier feſt ſind?“

Jean ſchwankte zurück und grinſte.

Séverin ſuchte indes mit der Lampe das Geröll ab. Nach einem Eiſen oder ſo etwas. Und fand ſchließlich einen Fäuſtel.

Damit beklopfte er hinten die Wand.

Es klang hohl.

Séverin ſchrie auf: „Hierher Jean. Hier müſſen wir durch.“

Jean hatte ſich inzwiſchen ein Eiſen herausgekratzt und kroch heran. Séverin hielt die Lampe in der einen Hand und hämmerte mit der anderen wild auf den Felſen.

Jean ſtieß mit dem Eiſen ſchon wuchtig hinterdrein. Jeder Stoß würgte ihm das Gedärm in die Kehle. Sein nackter Oberkörper war klatſchnaß und hautlos vor Schweiß.

Das Gebirge gab langſam nach und brach in kurzen Schollen herab. Dumpfes Dröhnen ſchauerte nach allen Seiten und fand keinen Ausweg. Die Adern der beiden Wühler bäumten ſich gegen die Geräuſche wie Stacheln auf, und Spannung brannte in den Muskeln mit rauchendem Eiter.

Sie hämmerten drei volle Stunden in einem Zuge. Und fielen beide zu gleicher Zeit erſchöpft um.

Es war, als würden ihnen erſt jetzt Augen, Ohren und alle Eingeweide allen Ernſtes geöffnet für die Bodenloſigkeit dieſes nachtſchwarzen Elends!

Séverin flüſterte matt: „Jean . . . Jean . . . hör doch!“

„Was iſt noch zu hören?“ ächzte der aus ſchmerzhaften Krümmungen herauf.

„Du Jean!“

„Zum Teufel noch, was ſoll ich!“

„Du Jean, wenn wir noch eine Stunde schlagen, müssen wir durch sein. Keinen Meter mehr ist die Wand."

„Verflucht, schlag doch wenn du kannst!"

„Hör', ehe sie uns von vorn herausgraben, sind wir da hinten schon auf dem alten Gang. Ein Notschacht ist da."

„Schrei doch nicht so, du Hund! Mein Kopf ist ganz zerschossen. Krepieren müssen wir doch hier. Alles ist vorbei."

Sein Gesicht fiel mit einem Knick vornüber.

Séverin bemühte sich, wieder auf die Füße zu kommen. In seinen Schläfen und in seiner Stirn beutelten sich dicke Blasen. Blut trat ihm schwarz aus Kinn und Hals.

Dann begann er zu hämmern und dachte an Maruscha. O, schönes warmes Bett mit Maruscha! Nun wird sie oben am Tor stehen und mit den anderen Weibern flennen. O Maruscha! Bald, ja, ach bald komm ich wieder zum Küssen. Schönes warmes Bett. Maruscha!

Er hatte wieder Schwung in den Muskeln und sein Riemen stand. O Maruscha!

Auch Jean hatte sich wieder aufgereckt. Stützte sich auf das Eisen und horchte. Schlenkerte mit dem verwundeten Arm und sackte ein bißchen in den Knien ein.

Plötzlich jauchzte er laut: „Schüsse . . . hör' . . . Sprengschüsse!"

Séverin ließ den Hammer fallen und drückte sich mit dem Kopf tief in das Gestein.

„Donner, ja, Jean, ganz deutlich. Wirklich Schüsse!"

Nun hieben sie alle beide wie verrückt. Körper an Körper. Und Jeans Besinnung wuchs mit jedem Hieb, den er ausholte.

Ach, die Wand gab nicht nach. Und die Minuten zogen die Sekunden mehr und mehr in die Länge, zerrten sie ungeheuer auseinander, walzten sie wie Draht aus, der mit spinnendem Klang in die Ohren hineintönte.

Jean schmiß das Eisen trostlos hin. Seufzte: „Alles ist wieder still. Horch ... ganz still ..."

Séverin klappte zusammen. Tastete blind und grausam in der Luft herum. Dachte einen Augenblick: „Hab' ich wirklich Schüsse gehört? Wie? Hab' ich Schüsse gehört?"

Jean fühlte sich wie ins Genick gestoßen. Ein Knochengerüst klapperte über seinen Rücken.

„Hu ... Hu ... Der Alte ..." spie er fröstelnd. Und sprang wieder an die Wand.

Helles Feuer blitzte vom Eisen. Und der Staub pfiff, von einer fremden Schwingung weggestoßen, ihm breit ins Maul.

Splitternd gab die Gesteinswand nach.

Eine handgroße Lücke klaffte und ließ eine wunderlich kalte Luft hereinziehen.

Séverin, der einen halben Meter seitwärts stand, bekam den Durchzug zu schnappen.

„O ihr Heiligen all! Jean! Jean! Nun können wir bald durchschlüpfen."

Jean spürte, wie seine Adern heraufschwollen: Dieser Hund kann noch lachen? In diesem Unglück noch lachen?

Und stellte sich vor das Loch: so, daß der andere nicht hinzukonnte und schlug in besessener Wut in den Bruch.

Stück um Stück fiel klirrend herab. Und das Loch war schon so, daß man den Kopf durchstecken konnte.

Und noch immer ließ er Séverin nicht heran. Eine wahnsinnige Ahnung polterte durch sein Gehirn.

Mit einem Ruck hob er sich in die Ellenbogen und zwängte erst seinen Kopf und dann den Oberkörper durch das Loch.

Enttäuscht ließ er sich wieder zurückschnellen und fiel hinterrücks auf eine Steinkante.

Séverin sah, wie er die Beine hoch in die Luft warf. Und dann auf einmal die Hand.

Die Hand mit den fünf Fingern, die auf- und zugingen. Sich ballten und wie ein fleischgewordener Fluch standen.

Er hielt sich an einen Felszacken gepackt. Und aus seinen Augen, die vor Qual schimmerten, schoß wagerecht die Angst.

Da flog er vor. Warf den Hammer wütend in den Bruch und begann die Öffnung weiter auszubrechen.

Jean konnte sich nicht rühren. Seine Augen waren voll Blut. Und durch dieses Blut schwamm das knarrende Gerüpp des Alten. Und immer hörte er den andern hämmern.

„Er wird durchkriechen und mich hier liegen lassen! Der Mörder wird mich hier verrecken lassen! Ei verflucht!"

Und da kam ihm seine Kraft zurück und riß den Wahnsinn aus den Augen.

Und sieh: Heilige Mutter Maria, Joseph! Der andere steckte schon halb im Loch.

Wie eine Riesenschlange wälzte sich Jean auf den Knien vor und faßte Séverins Beine.

„'Rauß da, du Mörder!"

Séverin stürzte platt zu Boden. Drehte sich herum. Sein Gesicht gab ein wüstes Gebrüll. Er schlug mit den Armen wild um sich. Kam mit einem Ruck wieder auf die Beine und rutschte nach der Öffnung.

Da kugelte sich Jean noch einmal auf ihn, biß und kratzte.

„Was willst du Lump? Hast du einen Klapps?" krächzte Séverin.

Jean hatte Séverins Kehle zu fassen bekommen. Schraubte seine Finger fest herum.

Séverin fühlte diese Krallen wie Schüsse im Gehirn. Jeder Finger schoß hundert Kugeln. Das Herz stand ihm bebend in der

Kehle. Finger riſſen es heraus. Fünf Finger, die wie ein Fluch geſchloſſen waren.

„Maruſcha . . .!"

Das war der einzige Laut, den die Finger aus dem zuckenden Herzen quetſchten.

Dann ſchnellten dieſe Finger zurück, und Jean fuhr ſich damit über den rauchenden Schädel.

Und da befiel ihn naßkalt ſchweißiges Grauſen.

Mit einem Satz war er aus dem Loch heraus. Taſtete ſich mit blinden Händen durch den Schacht. Sein Kopf ging wie ein Pendel. Ein ganz kleines Pendel. Bis er an ein Gerüſt ſchlug und ſtehenblieb.

Verdammt und verflucht ſtehenblieb.

Mit einem gut Teil Anſtrengung war es Jean dann gelungen, ſich wieder zu konzentrieren. Seine Finger griffen etwas Feſtes. Balken, die hochſteilten. Ein widerlicher Luftſtrom brauſte da von oben herab. Ein Fauchen und Ziſchen von Drähten.

Und dann ſtolperte Jean in den Korb. Riß an dem Zinkſeil. Das Auffahrtſignal ſchnellte nach oben. Packend ſchnappten die ſchweren Traggeſenke ineinander. Der Korb ſtieg wie eine Wolke. Die Luft pfiff heiß und giftig.

Jean hatte eine Empfindung, als ſei er erſt jetzt er ſelber geworden, ganz und gar. Und jubelte: o ihr Heiligen alle! Gelobt! Gelobt Jeſus Chriſtus!

Plötzlich ſtand der Korb mit einem Ruck. Schleuderte Jean herauf, daß ihm die Bordkante tief in die Bruſt ſchnitt.

Jäh grub er beide Fäuſte wild in ſeinen Buſen hinein. Krähend vor Schreck. Und ſuchte das Seil.

Riß mit beiden Händen an dem Tau und ſchrie alle Schutzpatronen hinauf. Riß das Tau herunter und riß es tief in ſeinen

Schädel. Mit den Armen, die in weißlichen glatten Windungen von seinem Körper herabfielen.

Und da! Wie ein geborstener Meteor, sausend, polternd fegte der Korb wieder in die Tiefe hinab, von einer Satanskralle wütend herabgezogen.

Immer tiefer.

Grenzenlos durch Finsternis und Nächte sausend.

Bis auf den Grund durch Meerjahre und Sternkorallen.

Abwärts.

Endlos in das torweit aufgesperrte Maul des Alten, der einmal im Knochenrock über die Halde tanzte.

Nervil Munta

(1912)

I

Soo ... soo ... seufzte Nervil Munta, nach dem sich die eisenbezackte Tür des Zuchthauses zu Ottignies hinter ihm geschlossen hatte und hob die Brust. Hob sie, wie um den roten Mauerberg der Stadt, der vor ihm aufragte, empor zu drücken.

„Soo ... das Jährchen ist um. Der Streik wird auch vorbei sein. Jarse wird einen schönen Stein auf seinem Grabe haben. Die Häuer zwei Frank die Woche mehr verdienen. Vielleicht nimmt mich der Direktor wieder an. Gewesenes kann nicht mehr dauern. O, ich will schon arbeiten. Für zwei oder drei, wenn es sein muß. Und acht Schichten die Woche. Mutter braucht dann nicht mehr auf die Zinkschmelze gehen. Und wenn mich eine von den Koksmädchen will, wird sie geheiratet, man muß nun endlich voll werden."

Er hob die Brust und ging durch die lichtbeglänzte schnurgerade Straße. Ging mit schaukelnden Schritten zum Bahnhof wie auf einem Schiff. Radfahrer stießen mit krummen Lichthörnern die gehetzte Menge an die Häuserkanten. Funken von den Stromzuleitungen der Tram schossen wie Silberfische durch die dichtmaschigen Netze der Luft, und die Paukenwirbel der Geräusche dröhnten langgezogen und jagten Echos auf und nieder. Dann und wann blieb Nervil Munta vor einem großen Schaufenster stehen. Hob die Hände aus den tiefen Hosentaschen, bewegte die Lippen lautlos und schob die Hände wieder hinein. Ging weiter, kopfschüttelnd, murmelnd, ließ sich anrempeln, Rauch ins Gesicht blasen. Lief einen Baum um. Kam in Gefahr, von einem Lastwagen überfahren zu werden und stand endlich vor dem Bahnhofsgebäude.

Hinter ihm schlug es zusammen wie ein geteilt gewesenes Meer. Der Ziffernkreis der Uhr stand groß und gelb wie ein aufgehender Mond. Die Fahrkarte kostete fünf Frank, die er gewissenhaft ab-

gezählt auf das Zahlbrett warf. Er wog das graue Pappstückchen in der Hand und fühlte Heimat und eine freiere Luft. Im Warteraum erstand er sich einen Genever. Trank noch einen und kam bis zum fünften.

Da rief der Wärter den Zug aus.

Nervil Munta schlüpfte in den Wagen und fuhr drei Stunden wie im Traum. Die Augen leblos in den schwarzen, bespienen Boden gebohrt.

In Namur mußte er umsteigen und vier Stunden auf den Zug nach Charleroi warten. Seine Fahrtgenossen, Bauern, Kleinbürger und Soldaten suchten sich in dem großen Wartesaal geeignete Plätze zum Schlafen.

Ein junger Bursche, den Leinenkittel dick mit Kalk beschmiert, — vielleicht war es ein Maurer, der, nachdem die Bauerei in der Stadt zu Ende war, in sein Heimatdorf zurückkehren wollte, — sprach ihn an.

Ließ die weißen Zähne lächelnd blecken und forderte ihn zum Trinken auf.

Sie traten an den Schanktisch und stießen miteinander an. Der Maurer aber hatte eine geläufige Zunge und schnurrte wie ein geschmiertes Rad. Der Speichelschaum zischte und spritzte.

Da drehte sich Nervil Munta wortlos um und suchte sich einen freien Tisch. Streckte die Beine aus und stützte die Ellenbogen auf. Nun er die vielen Menschen gesehen hatte, nach einem Jahre wieder richtig gehende Menschen, die laut und lustig schwatzen konnten, fluchen und rauchen durften, wurde ihm die Zunge, über die der Schnaps gebrannt war, wie Stiche von Insekten, seltsam trocken und der Kopf wie ein Klumpen Blei widerlich schwer.

Es überkam ihn, zurückzudenken. Sich zurückzudenken in den kahlen gefühllosen Kerker. Er hörte vernehmlich den Filzschritt der Wache und das böse Geklirr des Schließers. Der Dunst von vergossenen Getränken und verbrodelten Speisen kitzelte seine Nase, die

noch wund war von dem faden Leichengeruch der Zelle. Klappern von Tellern und Gläsern schwirrte durch die heftigen Pulsschläge seines Gehirns wie das Scharren der Blechschüssel jeden Mittag über den Zement des Zellenbodens, vom Fuß des Kalfaktors durch die Eisentür geschoben. Jedes geregte Leben, das hier im Warteſaal geſchah, wurde zum Fühler zurück in kaum überſtandene Stunden der Einzelhaft.

Und er hüllte ſich in die wiederaufgebrochenen Gefühle, glaubte, daß er ſie fühlte und merkte nicht, daß er nur die Mäntel der Gefühle ausbreitete zum Spiel, das Schlaf herbeilockte.

Er ſchlief feſt und fuhr wie geſtochen auf, als die Glocke der Abfahrt ſchrillte.

Wie zerſchlagen tappte er ſich auf den Perron und erreichte mit Not den Zug. Die Abteile waren überfüllt, dunkel und dunſtig.

Als die ſchweren Wagen die Halle verließen, hämmerte der graue, windharte Morgen an die Scheiben.

Nervil Munta, der ſich einen Fenſterplatz mit ſeinen ſtarken Knochen erdrückt hatte, ſah ſpähend in die rauchige Landſchaft hinaus. Die hereinbrechende Frühe hatte ſeine Gedanken aufgepeitſcht, in Zukunft zu ſinnen, und lebendiges Feuer in ſeine Glieder geworfen. Das Wirbelnde der bewegten Erde tanzte in ſein Gehirn wie ein Kirmesreigen und wälzte ein freudiges Schnalzen auf ſeine Zunge, das lange anhielt. Dann überſchrie der Bremsſtrom die Achſen, und der Train ſtand am Ziel wie feſtgerammt.

Fluchend vorgeſchoben verließ Nervil Munta den Wagen und zwängte ſich durch das Portal.

Auf der Straße blieb er ſtehen. Sah ſich nach allen Seiten lauernd um wie einer, der zum erſten Mal in dieſes Geſichtsfeld rückt. Klopfte an den Kleidern herum, ſchob die Mütze urech und trabte der Vorſtadt zu.

Gaſometer und Hochöfen winkten mit klobigen Fäuſten. Rauch

zog in gelben, grauen und weißen Klumpen wie ein Riesengeschwader über die zermürbten Lehmhäuser. Dunst von verbranntem Erz und ranzigen Ölen machte die Luft schwer und feucht.

Nervil Munta aber blähte die Nasenflügel weit, spreizte die Finger und schmeichelte sich ein Leuchten in die Augen. Federnd schnellten seine Beine über das schlechte Pflaster, und wie ein Verfolgter griff er die Klinke einer Tür, die in das letzte Haus diesseits der Straße führte.

Mit der Mutter, die ihren schwarzen Tuchrock angezogen hatte und ein reines Häubchen aufgestülpt, machte er nicht viel Umstände. Als sie freudeweinend auffuhr, küßte er sie sauber ab und drückte sie wieder in den Stuhl zurück.

Der weiße Kopf neigte sich seitwärts, und ganz leise sagte sie: „Wie bist du gewachsen, mein Sohn! Und wie stark siehst du aus. O, alles ist besser geworden, als ich meinte. Und wie ich mich gegrämt habe, mein Sohn! Sieben Vaterunser habe ich für dich gebetet. Und die heilige Jungfrau beschworen. Und du, du mein Sohn . . .?"

Nervil Munta hob den Kopf und tastete die Wand ab. Blieb vor dem Muttergottesbilde stehen und reckte die Arme. Ging in die Kammer, wühlte in seinen Sachen herum und ging wieder ans Fenster und sah lange auf die Straße, wo die Kinder sich jagten und schrieen.

Zum Mittag hatte ihm die Mutter eine Fleischsuppe gekocht. Er wagte erst nicht, die würzige Brühe zu berühren. Dann aber, als ihm die Kostprobe auf der prüfenden Zunge zergangen war, schlürfte er den Teller in einem Zuge leer und schnalzte wie ein an der Brust gestilltes Kind. Erzählte der Frau mit dem weißen Scheitel von den harten Erbsen und trockenen Brotrinden im Kerker und geriet dabei in einen hellen Zorn. Obwohl er sich in der Zelle vorgenommen hatte, niemandem etwas von den schweren Tagen zu erzählen, erfuhr die Mutter alles, was ihm noch im Gedächtnis geblieben war. Und

er kam sich wie ein Held vor, als er die Erzählung beendet hatte.

Zum Abend ging er ins Wirtshaus und vertrank mit den Freunden, die ihn schon erwartet hatten, das ganze Geld, welches man ihm für geleistete Arbeit im Zuchthaus gezahlt hatte. Nichts sollte mehr von den Tagen in seinem Besitz bleiben.

Und alle, die er freigehalten hatte, wollten sich bemühen, für ihn zu sprechen beim Steiger, Inspektor und Direktor. Und der Wirt sagte gewichtig: „Wenn alles reißt, Nervil Nunta, kannst du bei mir im Hause schaffen. Bekommst dein schönes Essen und guten Lohn."

Aber es gab zwischen den bereiten Helfern und dem siegbewußten Nervil Nunta keine voneinander abhängigen Zusammenschlüsse. Da ihm seine von der Mutter gelobte Stärke einfiel, wurde sein Bewußtsein freier und von stolzem Erhobensein.

II

Am nächsten Tage, nachdem er bis zum Mittag geschlafen hatte, ging Nervil Nunta auf die Gewerkschaft hinaus.

Grauer verstörter Regen rann, und in den verkrüppelten Bäumen der Allee hing der Sturm und heulte. Von den Hochöfen her brausten die Gebläse wie Wiehern lüsterner lüstiger Hengste. Die Zinkhütten qualmten empor wie dunkle Wäldermassen, und die spitzen Schornsteine zerstachen den Horizont, der wie eine riesige Blase schwamm.

Nervil Nunta stieg in sein Innerstes nieder und brachte die Tage herauf, da er in Begleitung seines Vaters diesen Weg zum ersten Male geschritten war. Zur Arbeit aufgeschrieben wurde, das erste Geld der Mutter brachte. Vertrauensmann des Arbeitskomitees wurde. Beiträge einziehen mußte. Und dann der Streik. Und die Schlägerei mit dem Jarse. Das Gericht. Der Kerker . . .

Und nun ging er wieder Arbeit suchen.

Mancher Zelle Kern, der während des ſtumpfen Jahres ſich verhüllt hatte, ergoß ſich in den fiebernden Puls der Adern und überſchwemmte die Schlacken der verflackten Flüche, die in den erſten Wochen der Gefangenſchaft ſein Denken vergifteten. Das Schmerzen der Schläfen war nicht mehr. Zu Tat und Freude ſchwollen Atem und Muskeln und fühlten die Arbeit vor ſich als edelſte Luſt. Nicht für Erbärmlichkeiten mehr würde man dieſe wiedergeborenen Gefühle in Feſſeln zwängen.

Das Gefühl dieſer geſteigerten Bedeutung von dem Erhobenſein ſeines Ichs erfuhr der Portier, den er gebietend anſprach und die Paſſiermarke zum Direktor forderte.

Der dicke Kerl, der in der Kolonialarmee als Korporal gedient hatte, ließ ſich ſo leicht nicht überzeugen und fauchte ihn an wie einen Strolch. Stellte ein Kreuzverhör an und ließ ſich die Papiere geben. Dann erſt langte er die Marke heraus.

Nervil Munta ſagte dem Portier ein Trinkgeld zu, wenn der Direktor ihm den alten Poſten an der Fördermaſchine wiedergeben würde.

Dann ſtieg er die Treppe zum Büro pfeifend empor und klopfte ſtark an. Die Angeln der Tür kreiſchten wie die Riegel der Zelle, die er kaum verlaſſen hatte. Das machte ihn ſchon unſicher, als hätte er den frohen Umſchwung des Blutes vergeſſen.

Der Direktor kam ihm barſch bis zur Schranke entgegen und hob die Stirn gekräuſelt.

„Sie ſuchen Arbeit?“

„Soo ... ſoo ... iſt es, Herr Direktor!“

„Arbeitsbuch! Papiere!“

Nervil Munta wickelte das gelbe Buch aus der Zeitung und reichte es dem Direktor zögernd hin. Geduckt, wie einer, der Prügel empfangen ſoll.

Der ſchlug das Buch auf. Las. Hob die Schultern. Las noch einmal und machte das Buch wieder zu. Überlegen und kalt.

Sagte dann: „Die neuen Bestimmungen der Gesellschaft verbieten, Bestrafte anzunehmen. Zumal Leute, die dem Komitee angehört haben. Auf die Nichtorganisierten muß Rücksicht genommen werden. Sind die fleißigsten Arbeiter. Reibereien würden wieder entstehen. Streik und Schlägerei. Sehr bedauerlich, aber nicht zu ändern."

Mit zwei Fingern reichte er dem zusammengesackten Menschen das Buch zurück und drehte ihm den Rücken zu.

Nervil Munta schlich sich stöhnend hinaus und kam erst wieder zu sich, als er auf dem Hof stand. Mitten in dem satten Gewirr von Arbeit, das von den Werken herübergewitterte.

Dem Portier, der die Hand geöffnet hinhielt, spie er ins Gesicht. Stellte sich draußen vor den Zaun und ballte die Fäuste. Das Gesicht zerriß ein böser Krampf, und trockener Husten quälte die Kehle. Aber dann hakte sich etwas in die Stirn hinein und zog den Willen zurück von einem Sprung ins Rächerische. Beruhigte das Gehirn und fürchtete die letzte Armut nicht.

Wie er nun dastand und das Gespannte der Fäuste löste, brach weiße Sonne schräg durch die Wolken und verwirrte seine Augen so, daß sie tränten. Er bedeckte das Gesicht mit der Hand und ging in die Stadt zurück. Auf Umwegen. Es war ein steiler und steiniger Pfad, der über den Hügel zwischen Ginster hindurch führte.

Die Mutter betrachtete ihn blinzelnd.

Seine hervorstehenden Augen aber starrten ins Dunkel der Kammer. Und die Unterlippe fiel herab. Zum Reden war er an diesem Tage nicht zu bewegen.

Am dritten Tage endlich, nachdem er auf sechs Stellen abgewiesen war, im Walzwerk, in der Bleihütte, in der Ziegelei, Pumpanlage, Gasanstalt, Teerfabrik, bekam er auf der Koksmühle Arbeit. Da zwanzig Leute die Brocken dort hingeworfen hatten, nahm man gern Ersatz. Gleichviel, wo er herkam.

Nervil Munta, der einem Streikbrecher das Messer in die Rippen gesetzt hatte, nun selber ein solcher Lump?

Er fürchtete die letzte Armut nicht. Aber die andere Angst. Vor dem Ekel des Nichtstuns fürchtete er sich maßlos und griff darum zu und belobte den Tag und das Werk.

Da er zur Nachtschicht befohlen war, war ihm eine Last genommen. Die Genossen, denen er nicht gern begegnet wäre auf dem Werkgang, waren ihm auf diese Weise entrückt. Man würde nun nicht mit Fingern auf ihn zeigen. Ihn nicht anspein, auflauern, verprügeln.

Aber in Gedanken noch wollte er ein Körper der Freiheit sein. Entflohen aus der Armut, der Fremde, der Schande. Im Schaffen war ihm Leben. Wollust hierzu peitschte sein ungeschwächtes Blut auf.

Der Aufseher, bei dem sich Nervil Munta um acht Uhr zur Nachtschicht meldete, war der Schwager des erstochenen Jarse. Er beriet schon in Gedanken dem Mörder, der ihm in die Hände gegeben war, waffenlos und gedemütigt, die Minute seines letzten Blickes.

Nervil Munta aber merkte nicht den Triumph und ließ sich wie ein blindes Kind an die gewaltige Maschine, die sonst von zwei Männern bedient wurde, führen.

Zwischen kreischenden Schwungrädern und sausenden Treibriemen wurde sein arbeitshungriger Körper hingestellt. Wie ein stürzender Felsblock warf er sich in die Fron und ließ die Muskeln springen. In rhythmischem Hin- und Herwärtswiegen zitterte sein geladener Körper. Da ihm diese Arbeit ungewohnt war, ermüdete er bald und bog den gekrümmten Rücken ächzend gerade. Wischte sich den Schweiß aus der Stirn und hustete den Staub, der seine Kehle zugeschnürt hatte, hinaus. Das Zuchthaus hat mir das Fleisch von den Knochen gefressen und das Mark ausgesogen, dachte er und strich sich mit der flachen Hand über die gedunsenen Adern.

Aber da ſtand der Aufſeher lauernd hinter ihm und brüllte „Was zum Satan glotzt du herum? Haſt dich nicht lange genug ausgeruht. Da hinten im Bau?“

Nervil Munta ſtarrte mit verglaſten Augen empor, griff nach der Schaufel und warf den Koks in die Mühle. Der Aufſeher ſtand lauernd hinter ihm und ſah zu.

„Du Faulpelz mußt ſchneller ſchippen. Noch einmal ſo ſchnell Soll die Maſchine leerlaufen, ſpringen?“

Nervil Munta nahm ſich zuſammen. Irgendwo ſchwoll eine Wut in ihm und befeuerte die Gelenke. Nur mehr ein Werkzeug war ihm der Arm. Und durch ſein Gehirn blitzte das Erkennen: Ich bin nicht mehr ich.

„Immer noch fixer und mehr auf die Schippe,“ brummte der Aufſeher und ging.

Nervil brach am Morgen wie ein Sack zuſammen. Lag im Ankleideraum erſt eine gute halbe Stunde lang auf der Erde, ehe er aus der Fabrik in die Stadt zurücktaumelte.

Dann trank er die Kanne Kaffee, die ihm die Mutter vorſetzte, in einem Zuge leer und warf ſich auf's Bett. Schlief bis zum Abend und war nur mit Mühe wach zu kriegen.

Packte dann die Brotſtücke und die Geneverflaſche in den Kober und ging wieder auf die Mühle.

Und Nacht für Nacht kamen die gleichen Auftritte mit dem Aufſeher, der ihn zwackte und peinigte wie eine Schindmähre. Seine Rachluſt lebte ihm darum und davon. Nur die Geſchicklichkeit „Jetzt“ zu ſagen, war ihm noch nicht geworden.

Nervil Munta lebte in einem beſinnungsloſen Dämmer.

War ſteingewordene Antwort eines lebendigen Hetzers.

Seine Hände waren aufgeriſſen, und das Blut klebte den Holzgriff der Schaufel unentrinnbar ans Fleiſch.

Stand nicht einer hinter ihm, der mit den Fäuſten an ſeine Schläfen hämmerte, ſo, daß man die Knochen klingen hörte?

Dann wieder kam die Angſt: Gib acht; die Räder donnern auseinander und zerſchlagen deinen Schädel. Die Riemen ziſchen wie Schlangen und werden dich umringeln und die Bruſt zerquetſchen. Gib acht! Gib acht!

Durch das Gedröhn der Walzen, durch Staub, Aufſeherfluch und Schweißtropfen kam ihm dieſe Furcht.

Würde ſie nie aufhören zu ſein?

In der fünften Nacht ſprang ein Koksſtück aus der Mühle und zerfetzte ſein Ohr. Das blutete und wurde eine einzige ſchwarzblaue Geſchwulſt.

„Siehſt du," ſagte der Aufſeher, der ihm die Wunde verband, „ſiehſt du, der Jarſe hat dich gerufen. Nimm dich in acht, daß er dich nicht ganz holt!"

Nervil Munta dachte an die Schlägerei und verſprach ſich, dem Jarſe von dem erſten Verdienſt eine Meſſe leſen zu laſſen.

Der Aufſeher begann zu hoffen und trieb es in der ſiebenten Nacht noch ärger mit Nervil Munta. Der Mörder mußte zu Ende gepeinigt werden. Und ſein blutgieriger Wille hetzte ſich hinauf in ſeinen letzten Mut.

Als Nervil Munta ſich unter den letzten Flüchen des Hetzers ſchließlich aufbäumte und nach einem Eiſenſtück greifen wollte, glitt er auf der glatten Bühne plötzlich aus und geriet in das Radgezähn. Und ehe der Aufſeher dazu kam, den Schwung der Transmiſſion zu ſtoppen, war ſein Schwager Jarſe gerächt.

Der Anarchiſt

(1912)

I

Mitte März trat der neue Ingenieur Erwin Vallotti sein Amt an. Er hatte die drei Dynamo-Maschinen zu beaufsichtigen, die in Bordael dröhnten und ratterten, die Pumpanlagen und Paternosterwerke betrieben.

Der Direktor der Grubengesellschaft stellte ihm die drei Gehilfen vor. Zuerst den Techniker Vildrac, dann den Jean Paquet und zuletzt Henri Semella.

Der Techniker Vildrac war der einzige auf diesem Werk, der keiner Organisation angehörte. Er mied den Schnaps, ging jeden Sonntag zweimal in die Kirche und besaß fünf Kinder. Außerdem hatte er rote Haare, Sommersprossen in einem wulstigen Gesicht und ein unregelmäßiges Gebiß.

Von den beiden anderen Kerlen war Jean Paquet der intelligentere. Obwohl etwas Raubtierhaftes von ihm ausging (wenn man z. B. seine unverhältnismäßig langen Arme und den wüst bebuschten Schädel betrachtete) war sein Gesicht schmal und offen, und der Blick stand fast immer frei.

Henri Semella endlich fiel nur durch sein Sprechen auf, das mehr wie ein gewürgtes Knurren ging und gut zu dem Bulldoggenmaul paßte. Daß er in der Kneipe häufig zu finden war, mag auch erwähnt werden.

Der Ingenieur Erwin Vallotti machte, nachdem er sich von dem Vorhandensein der drei Mitarbeiter zur Genüge überzeugt hatte, nunmehr die Bekanntschaft der Maschinen in der weißen Riesenhalle, die aus zwölf ungeheuren Bogenfenstern Weltmeere von Licht empfing.

Die drei Dynamos mit ihren Kesseln waren von verschiedenen Dimensionen. Jene zwei an den beiden Außenflügeln des Raumes hielten sich in älteren Konstruktionsmaßen und verursachten nur

mäßige Geräusche. Aber es schien, als äußerten diese Geräusche feinste Wissenschaft, welche die Menschen kannte, in denen Tore sind, ihnen zueilte, in ihnen bebte wie ein gewordenes Spiegelbild des Daseins und Nächte zerstach.

Wenn die breiten Lederriemen über die Stahltrommeln fuhren, die Bürsten schrill pfiffen und die Luft sich zwischen den Polen wie eine Gewitterboe erbrach, spürte man deutlich, wie in den Menschen dünne Schichten einer Halluzination gegeneinanderdrängten, nebelzart und schmerzgefranzt, sich ineinanderschoben und ein Gesicht formten, das nicht von dieser Welt war.

Mimische Ausdrucksposen dieses also Geformten stellte das jeweilige Blut-Tempo des Halluzinierten.

Aber all diese traum-trächtigen Geräusche der zwei äußeren Maschinen verstummten, sobald das Ungetüm in der Mitte die Flügel erhob. Hart wie ein Gebirge stand sein Schnauben im Raum und ballte die Luft zu Lawinen, die vom Schwungrad durcheinandergewürfelt eisige Nacht säeten. Wer wohl fände Worte, die die Kräfte jener frostigen Niederbrüche mündig machen, um sie gegeneinander sprechen zu lassen? Könnten es Laute aus unseren Sprachen sein? Ach, solche Laute fügen sich nie zu Wörtern und Sätzen, die antworten. Sie können auch nicht beschreiben. Ununterscheidbar schwarz in schwarzem dünnem Tuche wären alle Schlünde und Abhänge, von denen unsere Sprache gesprochen hat.

Unersättlich mahlte das Maschinenungeheuer. Thronte in dem schwärzlich düsteren Rot der Höhle wie ein Drachen und lenkte mit seiner gigantischen Schwere das Pendel Mensch in die nächste herzukommende Zeit hinein, die eine völlige Wahrheit strahlen wird.

War es nicht eine infernalische Groteske, daß der Techniker Vildrac auf der Plattform stand und den Gang dieser Maschinen lenkte? Mit den Füßen eines gebrechlichen Glaubens sein Dasein

in das Hirn dieſes Gott-Embryos rammte, ohne zerzwirbelt zu werden wie ein läſtiges Inſekt?

Der Ingenieur Erwin Vallotti kannte, fremd in dieſer Halle, natürlich noch nicht das wahre Geſicht des Molochs. Als ihm aber Jean Paquet wie auf eine heimliche Verabredung hin die Opfer nannte (zwölf vom Hundert), da war kein Zweifel mehr in ihm. Er ſegnete dieſe Stunde. Und alle Furchen in ſeinem hageren Antlitz ſchienen wie eingemeißelt in die harte Haut. Jeder Zug um Naſe und Mundwinkel ſtand ſtarrend ſteif.

II

Drei Wochen waren verrollt. Da zogen die Grubenleute in hellen Scharen in die Verſammlung. Ein Obmann von der Zentralleitung der roten Organiſation war gekommen und ſprach für den Achtſtunden-Tag. Man jubelte ihm zu, wenn er mit einem Worthieb ſtarre Geſetze ſplitterte, oder alles Beſtehende, das faul war, mit einem Fußtritt in den „Orkus" ſtieß. Man heulte auf, als er mit einem Scheinwerferſtrich von Allwiſſenheit in das ſumpfige Qual-Labyrinth der Gewerkſchaft von Bordael ſtach und Zuſtände lichtete, die ſchon nicht mehr ſträflich waren. Und das Geheul der Wiſſenden klang wie das Feldgeſchrei irgendeines wilden Volksſtammes und ſchien von dumpfen, ſchmetternden Trommelwirbeln begleitet. Denn in den Mienen des Redners ſtand gläubig geſchrieben: Ich bin ſchon nah; gleich wird das Vollbringen mich umhüllen.

Sieghaft verlas er die Reſolution, welche forderte: ſogleich in den Streik zu treten, der als ein Unerwartetes ſchon halberfüllte Forderung war.

Da ſetzte breit und dumm die Diskuſſion ein. Zog den Willen zurück von dem letzten Sprung und ließ ihn wie eine offengeſtöpſelte Eſſenz verflüchten, die zum Himmel ſtank. Und die Stimmung zerriß. Blut kochte. Exzeſſe wurden.

Da trat der Ingenieur Erwin Vallotti, der von einem Pfeiler verdeckt der Strömung gefolgt war, vor und versuchte sich einen Weg zu der Tribüne zu bahnen, wo der fremde Redner saß. Halsgeschwollen und mit zurückgebeugten Armen. Hatte Hämmern im Kopf, während Adern sich verknoteten, wühlten und zerrten: Fäuste zu ballen über diese Haltlosen. Zu brüllen: Ihr Vieh!

Rings um ihn her hatte sich aus Getreuen und Standhaften ein tonnenförmiger Kreis geschlossen, dessen Dauben alle Mühe hatten, den Druck von außen auszuhalten. Die armen Leute quetschten sich so schmal wie möglich. Krümmten die Schultern und spreizten die Beine, um dem entsetzlichen Muskel standzuhalten, der sich um das lebende Faß wand und preßte.

Der Ingenieur Erwin Vallotti kam nicht einmal bis zur Mitte des Saales. Als er umherblickte mit verwundert fragenden Augen, sah er, daß er der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden war. Man stierte ihn verdutzt an. Ließ die Unterkiefer hängen und ereizte sich Gedanken, wer er sei, was er hier zu tun habe und mit welchen Absichten.

Da schrie einer: 'Raus mit dem Spion!

Aber noch ehe es aus dem zwiespältigen Gemurmel zum Orkan schwoll, ging die Glocke auf der Tribüne.

Da drängte es sich in ihm auf wie ein Gefühl von Scham: Wer sind denn eigentlich diese Geschöpfe. Diese schlappen Gesichter mit ihrer gedunsenen Un-Ironie? Ihrem matten Unwillen? Daß gerade diese des Elementaren verlustig gegangen waren: der Kraft, zu zürnen. Gewaltsam ans Licht zu drängen!

Er empfand diesen Augenblick etwas wie Verachtung gegen sich selbst und suchte den Ausweg zur Tür. Ging über die Straße zum Kanal hinunter, wo ein Sturm erbost war. Schob sich mit wagerechtem Oberkörper durch den treibenden, puffenden Widerstand.

Da segelten dichte, monderhellte Wolken um einen Strahlenkern.

Unter ihnen klatschte und flatterte es wie unter einer Reihe riesig gebauschter Segel, und unter dem Holzpfahlwerk des Kais wetzten zerbrochene Scherben ein Spiel, das keinen Klang mehr hatte. Schiffsmaste beschrieben weite Pendelbewegungen. Schornsteine von drüben schnellten wie Gerten und zerrissen die Wasserhaut in lange weißschäumende Wunden.

Es lag nahe, die Raserei von einem flammenden Zorn mißhandelter Elemente, in denen es ohne Unterlaß riß und peitschte, knirschte und schrie, winselte, zischte und schluchzte, unvernünftig sinnlos zu nennen. Aber gehorchten nicht die Elemente des Menschenhirns denselben Gesetzen wie Himmel und Flut?

Und doch: die Elemente da hinten im Versammlungshaus interessierten ihn mehr, als das Unwetter hier draußen, das ja wohl ihr entfernter Verwandter war. Sie sprachen eine gleich unartikuliert klingende Sprache, wenn auch von Furcht noch gehalten.

Aber diese Naturkraft muß noch im Keim konzentriert, gezähmt werden, um sie als Kraft auf gewaltige Entfernungen zu übertragen. Und ohne ihre Macht zu dämpfen, muß man sie hindern können, ihre eigene Maschine zu zerschmettern.

Ach, begreifen sie wirklich schon: wie, lebten sie so, wie sie leben? Und wie vermöchten sie es. Wie vermögen sie's? Hören sie denn nicht den Schrei: Es wartet einer draußen schon?

Sind sie denn krank?

Krank, da sie sich noch bemühen können, ehe der Schrei des Todes herausgenommen ist aus ihrer Welt oder — ganz in sie hineingekommen? Aber wie können nur ganze Haufen sich als die Einzelnen fühlen, da jener Schrei doch an alle und als das Erste herangeht. Müßten die Menschen innerlich so verschieden sein, wie sie heute ihr Äußeres einander verweist?

Man ginge lieber zu den Kaffern und wüßte schon, bevor man mit ihnen spräche, über sie: In diesen bist du wie in jedem Lebenden

zu Hause. Und diese Sicherheit stärkte und man könnte leben ohne das Schmerzen der einsamen Wachheit.

Der Ingenieur Erwin Vallotti hatte die Straße wieder erreicht. Der Sturm blies nun von rückwärts, hob ihn empor, stieß ihn fast vor sich her und spreizte ihm die Rockschöße aus wie Flügel. Er sah nach dem Versammlungshaus hinüber. Alle Lichter waren erloschen dort. Der Regen hatte das Volk wie Spreu zerstreut. War der hundertfältige Willen der Vielen endlich geknotet zu einem einzigen Tau, jenen Riesen zu fesseln, gegen dessen Bestialität man anzurennen versuchte?

Vor einer miserablen Wirtschaft stand noch eine kleine Gruppe Abschiednehmender. Das Harmonikagezwitscher von drinnen drang kaum durch die Scheiben ins Freie, und das Klirren der Gläser nahm sich aus wie ein schwaches tickendes Knipsen.

In der Nähe einer Laterne stieß der Ingenieur Erwin Vallotti mit einem älteren Mann zusammen, der ihn trotz seiner klar gehörten Entschuldigung mit den Augen verfolgte.

Der Ingenieur Erwin Vallotti guckte neugierig über die Achsel zurück und wäre vor Erstaunen fast gestolpert. Diesen buschigen Kopf hatte er schon gesehen, ebenso, wie diesen starren Blick unter den Hängebrauen.

Er rief darum, nicht mehr zweifelnd: „Jean Paquet!"

Da drehte sich der Schwarze um und kam rasch aus der brausenden Finsternis.

Nun sah er deutlich: der Mann, dessen Gesicht sauber geseift war, hatte Fanatisches. Und war sein Mitarbeiter.

Dann sagte er: „Nun, mein lieber Paquet, wie lief die Sache? Wird gestreikt oder nicht?"

Jean Paquet beugte sich vor. Wie jung er doch aussah!

Fast sieghaft kam es heraus: „Ja, Sie, morgen schon! Und Sie können es auch gleich wissen: ich mach mit. Dafür können

Sie meine Maschine lenken. Oder der Vildrac. Oder ihr alle zusammen!"

„Wer?"

„Na, der Vildrac, der Kriecher! Wer denn sonst? Sein Gott wird ihm wohl noch einen Arm dazu wachsen lassen, damit er nicht mehr zehn, ach, gleich zwanzig Stunden schuften kann."

„Sagen Sie mal, Paquet, weshalb beschimpfen Sie gleich Ihren Genossen? Wissen Sie denn schon, daß er nicht mittut, wenn alle streiken?"

Jean Paquet verzog den Mund und spuckte aus: „Der und streiken? Tausend Knüppel jagen ihn nicht aus dem Maschinenhaus!"

„Sie sollten ihm mal ins Gewissen reden! Oder mit Geld herumkriegen. Vielleicht hat er Angst zu hungern."

Jean Paquet richtete sich auf. Trotzig. Hob die Schultern. Und schrie gemein: „Sie wollen mich wohl aushorchen, Herr Ingenieur??"

Da faßte ihn der Ingenieur Erwin Vallotti bei der Schulter, um ihn in das gegenüberliegende Lokal zu zerren.

Paquet aber witterte Verrat. Bekam einen Wutanfall und riß sich los. Brüllte über die Straße hin: „Nun pack' dich aber, du Spion! Pack' dich! Sonst gibt's noch eine Leiche heute Nacht!"

„Feigling!" knurrte der Ingenieur Erwin Vallotti und ging mit starren Blicken in das fahle Frühlicht.

III

Am nächsten Morgen waren nur zehn Knappen von der ganzen Belegschaft gekommen, die sich zur Einfahrt meldeten. Man wies sie zurück und hing doppelte Schlösser vor die Tore. Die Heizer aber, junge Kerle aus dem Osten, standen vollzählig vor den Kesseln, und in der Maschinenhalle fehlte nur Jean Paquet.

Da ersuchte der Direktor, dem der Streik wirklich nicht nahe-ging, den Ingenieur Erwin Vallotti, die verwaiste Maschine für die paar Tage, wo dieser Karneval tobte, selbst zu halten. Denn das Wasser müßte unter allen Umständen aus dem Schacht.

Der Ingenieur Erwin Vallotti schwoll rot an. Zuckte aber nicht. Stellte sich vor das Schwungrad und lenkte den Hebel. Der Schweiß glänzte dick in den schwarzen Haarsträhnen, die ihm unter dem Hut hervorhingen. Und seine Augen lagen tief wie zwei ausgebrannte Kohlen.

Er dachte: warum sind nur die Heizer da? Dieser Streik wäre dann der erste, der zu gewinnen ist. Lumpenpack!

In der Mittagspause, als der Vildrac im Ölkeller war, hatte der Ingenieur Erwin Vallotti eine Unterredung mit Henri Semella, die so gestellt war, daß dieser am nächsten Morgen nicht wieder kam. Da setzte der Ingenieur Erwin Vallotti mit den kleinen Maschinen aus.

Nun ging die große Riesenmühle allein, und Vildrac war stolz auf das durchdringende Getöse, das sie verursachte. Er sog das Sausen der Zylinder wie Musik ein und ahmte mit heftigen Lungenstößen das Auszischen des Dampfes nach. Er putzte und reinigte die Metallteile, bis sie die Sonne an Glanz übertrafen. Sang und putzte und sah strahlend erhoben auf den Ingenieur herab, dessen schlangenhafter Schatten in dem Lichtpfad auf zitternden Steinen zwischen den ruhenden Dynamos unter den Riemen hin- und herhuschte.

Das ging Tag für Tag so. Und drei Wochen hindurch. Und um keinen Schritt waren die Streikenden mit ihren Forderungen näher gekommen.

Der Herr Direktor ging wie ein Pfau umher und rauchte teure Zigarren auf dem Grubenhof. Sein Blick fuhr streichelnd über die festverrammten Tore und über jedes Gebäude. Minutenlang horchte er auf das Brausen aus dem Maschinenhaus und klopfte sich be-

friedigt auf den Bauch. Denn auf den Höfen lagen noch ungeheure Kohlenvorräte aufgestapelt. Und solange die Pumpen das Wasser in breiten Strömen aus den Schächten hoben und der König und Soldaten waren — — —

Eines Abends belauschte der Ingenieur Erwin Vallotti einen Trupp Ausständiger im Wäldchen, wo sie faul und mutlos im Moos lagen. Man resignierte da: „Solange die Maschinen gehen, gibt der Hund von Direktor nicht nach. Warum haben wir die Heizer nicht auf unserer Seite? Der Streik ist doch auch ihre Sache. Man sollte das Maschinenhaus stürmen und die Lumpenkerle totschlagen. Diese Lumpenkerle," — sie spuckten alle geräuschvoll aus, — „die ihren Brüdern in der Verdammnis noch ein Bein stellen, gerade das: ein Bein stellen, denn es ist doch so, wie wenn zwei raufen und ein dritter kommt und stößt den Schwächeren mit dem Fuß unter die Kniekehlen und nimmt dann für die Mühe noch fünf Groschen. Es ist akkurat dasselbe, wie wenn das Schwalbenjunge dem Kuckucksjungen hülfe, die Schwalben aus dem Nest zu schmeißen. Aber man kann die Hunde nicht mehr fassen. Tag und Nacht liegen sie auf dem Werk. Dynamit sollte man legen."

Der Ingenieur Erwin Vallotti zuckte auf: „Verwirre ich mich denn immer mehr? Geht nicht einer hinter mir, der mit den Knöcheln seiner Finger auf meinen Rücken klopft, so daß ich meine Gedanken aus den Knochen klingen höre? Als Echo einer gewordenen Tat klingen höre: „Dynamit sollte man legen . . .!"

Bin ich denn Gott?

Freilich, der Gott, den unsere Völker zu fühlen glauben, hat ja auch nicht gelernt, der Gott zu sein.

Trotzdem will ich mein Werk vollenden. Sei's auch um den Preis der Brüder."

Als der Ingenieur Erwin Vallotti wieder in das Maschinenhaus

kam, schickte er den Heizer, der ihn vertreten hatte, wieder weg und nahm sich den Vildrac vor.

„Sie sind schon fünfzehn Jahre auf dem Werk, hörte ich!"

„Ja, Herr Ingenieur!"

„Was sagen Sie denn zu dem Streik, he?"

„Ich . . . ich . . . meine, die Kerle haben keinen Grund. Sie haben doch ihr Auskommen und acht Stunden den Tag — das geht doch nicht. Da lungern sie bloß in der Kneipe herum und vertrinken noch mehr. Es ist eine Schande, Herr, wie die Kerle saufen!"

„Sie lesen viel in der Zeitung, Vildrac?"

„Ach, mehr in der heiligen Schrift. Die Zeitungen lügen ja so. Nur im Kreisblatt steht manchmal Wahres. Da steht auch, daß der Streik nichts wie Erpressung ist. Aber man weiß ja, die Kerle haben sich aufhetzen lassen von denen, die oben stehen und berühmt werden wollen. Der Jean Paquet ist übrigens auch so ein Hetzer. Was hat er als Maschinist mit den Grubenleuten zu tun? Schon längst hätte er hier weg müssen. Der Hetzer!"

„Sind Sie nie in einer Versammlung gewesen?"

Vildrac richtete sich auf mit geröteten Augen. Sein sonst gelbes Gesicht glich augenblicklich einem nebligen Herbstmond. Es war fast glutrot. Mit schleimigen Gurgelstößen erwiderte er: „Soll ich auch etwa unter die Hungerleider gehn, Herr Ingenieur? Ich habe fünf Kinder, Herr! Gegen meine Überzeugung soll ich Front machen? Nein. Nie im Leben! Sie sehen ja, die Geschichte führt ja doch zu nichts. Nächste Woche werden Leute aus Holland kommen. Dann können die hier sich trollen. Und dann: Ist das ein Kampf? Nichts als Mord. Mord!"

Da brauste der Ingenieur Erwin Vallotti auf: „Aber nun hören Sie mal. Gewiß ist das ein Kampf. Ein Bazillenkampf. Ihre Brüder hungern. Ihre Brüder finden das Hungern unbehaglich. Sie vereinigen sich, um sich das Brot, d. h. die Produktion zu er-

kämpfen. Sie ſagen Mord? Nun, wenn Kampf einmal im Gange iſt, hagelt es auch Hiebe. Und wenn Brotläden geſtürmt werden, hol' der Henker den, der umherfackelt und von den Lilien auf dem Felde faſelt. Es wird ja nicht nach Formen und Billigkeit gefragt, ſondern nach Macht und Konjunkturen. Rechtmäßig heißt jeder Streik, der gelingt. Und dieſer Streik wird und muß gelingen, weil er ſozial und ein Kraftmeſſer iſt."

Vildrac ſpreizte die Hände. In ſeinen Mienen jagten ſich Abwehr und Angſt. Keifte Unverſtändliches und kroch wie ein verprügelter Hund unter die Riemen.

Der Ingenieur Erwin Vallotti hingegen ſtand mit geballten Fäuſten. Ein Verödendes lief über ſein Denken. Er wurde faſt irre in der Wut darüber, daß jener, ein Vernarrter, da war und ſein Haus beſchrie. Einer da war, der nicht fühlte, daß die große Quelle des Neuen draußen unter den Brüdern herausgebrochen iſt, die ſchon lebte in ihrer dem Tode abgekehrten Art. Ihre Sache iſt Zweck und ihre Seele Luſt. Frei freute dieſe ſich erſt, wenn keiner der Beteiligten mehr unentwickelt im Knäuel der primären Triebe läge, wenn nicht mehr lebende Möglichkeiten von Menſchen aus dem Meere des Goldes hinausgeworfen wären auf den Strand der Not.

In dieſen Gedankengängen kam der Ingenieur Erwin Vallotti dazu, ein Signal zu geben. Und ſein Wille konzentrierte ſich vorerſt auf die große Maſchine, die Urſache war, daß unter den Brüdern Unluſt und Untätigkeit verheerend kroch. Und eine Eingebung verſetzte ihn in einen Zuſtand freudiger Erregung.

IV

In der Nacht auf den Tag, da zweihundert Streikbrecher unter Begleitung von Gendarmen ins Dorf gekommen waren, gingen alle drei Dynamomaſchinen. Die Förderkörbe ſtiegen auf und ab und in den Paternoſterwerken lärmten die eiſernen Schieber. Vildrac

und der Ingenieur Erwin Vallotti waren allein in dem Maschinenhaus. Ihre schwarzen Schatten standen rießengroß auf den weißen Wänden. Die Bogenlampen schwammen wie in Blut, und die großen Regulatoren zerspritzten das Purpurne mit rasendgeregten Drehungen. Die Pistons ächzten unruhig einem Unfaßbaren entgegen. Durch die Fenster zwängte sich der Flor der Nacht und trieb die Außenwelt weit hinaus.

Vildrac hockte wie ein Götze auf der Plattform, und unter ihm sausten die öligen Drahtseile wie Befehle aus seinen Händen entsprungen. Die Ringe unter den Kupferbürsten liefen durch sein Gehirn, das von jeder Runde das geschöpfte Wasser zu messen schien. Der dumpfe Ton des Tumultes klang ihm wie eine Bestätigung.

Der Ingenier Erwin Vallotti pendelte mit unruhig gelängten Schritten durch den ungeheuern Raum. Als er aber an den Schalttafeln hantierte, ließ ihn Vildrac nicht mehr aus den Augen. Eine erträumte Ahnung quoll die weißverzerrten Äpfel wie Knollen aus den Höhlen vor. Plötzlich vereinte sich dem ahnend Erdachten, zu dem ihm Hellsehen stieß, eine Tat. Er hörte etwas einschnappen und sah, daß die Armatur ihren Lauf veränderte. Kurzschluß!

Der Ingenieur Erwin Vallotti stand am Fenster und rührte sich nicht.

Da kroch Vildrac von der Plattform und untersuchte den Draht. Er ächzte und stöhnte dabei. Hielt Schläge aus, die vom Strom sprangen, und näherte sich befriedigt der Endung, als die Armatur plötzlich zurücksprang und den Körper hochriß.

Wie ein nasser Sandsack platschte er aus der Höhe auf den Steinboden zurück.

Der Ingenieur Erwin Vallotti klingelte die Heizer herein. Einer mußte den Direktor holen. Der richtete an den Ingenieur einige Fragen, die dieser mit gleichgültigem Kopfnicken bestätigte.

Unfall. Selbstverschuldet.

Man hielt sich nicht lange auf und schaffte den Leichnam hinaus. Es waren noch zwei Stunden bis zur Ablösung, und die nützte der Ingenieur Erwin Vallotti, der allein in der Halle blieb, aus zu dem rächerischen Werk, das keiner Zeugen bedurfte. Er hatte den vorerwogenen Weg, der doch zu keinem Ziele führte, endgültig verlassen und strebte darum dem Letzten zu. Er wußte: nur ein dröhnendes Signal könnte die Scharen sammeln. Und dieses furchtbare Signal wollte er geben. Denn die Brüder brauchten einen Schlachtruf zu jener Sieghaftigkeit, die ihres Willens zur Freude wert ist. Sie werden dann nicht mehr sich selber zerfühlen, zerfleischen müssen, fühlten sie erst den großen Kampf vor sich als einen halberrungenen Sieg.

Dann erst wandelte sich zur Tat jedes Mühn, wenn der es in den Ekel zerrende Zusammenhang mit der Stillung des Hungers zerrissen wäre und auch nicht mehr die Farbe des Einzelnen trüge.

Der Ingenieur Erwin Vallotti atmete erst auf, als die Patronen gelegt waren und die Drähte verbunden. Und niemand würde, das war ihm gewiß, den Plan in den ersten vierundzwanzig Stunden entdecken.

Mit gehobenen Schultern trat er ins Freie.

V

Vor dem Tor der Grube staute sich ein wütender Menschenschwarm. Mit Steinen standen sie da. Wurfbereit. Manche schwangen schwere Knüppel. So wollten sie die Streikbrecher empfangen.

Der Direktor hatte nach der Stadtkommandantur telegraphiert. Militär war unterwegs. Um sechs sollte es eintreffen. Das war zeitig genug. Denn um sieben kamen erst die Streikbrecher aus der Schicht. Als der Ingenieur Erwin Vallotti sich durch den Menschen-

wald zwängte, vertrat ihm Jean Paquet den Weg. Ein unheimliches Feuer brannte in deſſen Blick.

Da ſagte der Ingenieur, indem er ihm die Hand hinreichte: „Was iſt Ihnen? Sie ſehen aus wie der Tod. Zweifeln Sie an der Sache?“

„Verflucht! Sie fragen noch? Mit den Soldaten hat man uns gedroht!“

„Den Ausgang habe ich vorausgeſehen!“

„Natürlich wußten Sie das. Denn Sie haben ja ein Intereſſe daran, daß die Maſchinen wieder voll gehen.“

„Das können Sie glauben?“

Jean Paquet griff ſich ans Herz. Aber dann ging wieder die Wut über ſein Geſicht und er ſchrie: „Das ſage ich Ihnen, ehe das erſte Bajonett blitzt, haben wir die fremden Teufel aus dem Dorf gejagt. Mit Steinen werden wir ſie jagen. Und das Maſchinenhaus werden wir ſtürmen. Kein Rad ſoll ganz bleiben. Dann wird der Hund von Direktor ſchon nachgeben! Und wenn Sie kein Meſſer zwiſchen die Rippen haben wollen, Herr Ingenieur, dann bleiben Sie nur heute aus dem Werk.“

Der Ingenieur Erwin Vallotti hatte von dem Sprecher kein Auge gewandt. Und dachte: Seltſam, daß niemand von den Oberbeamten begriffen hat, was da unter den rauchigen Augenbrauen dieſes Kerls qualmte. Heute forderte er dieſe Idioten heran, ſie zu zermalmen. Die Maſſe wird ſie zermalmen, die ſchlau genug iſt, ihre Dummheit zu hüten, dieſen unerſetzlichen Vorrat an Energie, Glauben und Selbſtſicherheit. Sie braucht nicht von ihrer Höhe hinabzuſteigen wie der Philoſoph, wenn er zur Schimäre des Wiſſens vorgedrungen iſt und ein Verlangen nach Handgreiflichkeit und Handlung fühlt. Sie beſitzt aber auch nicht jene Naivität, die der Philoſoph vorheucheln oder erſt ſchaffen muß, wenn er ſich auf Erden wandeln fühlen will. Die Kultur iſt ihr Zeughaus für ihren

Kampf gegen die Kultur, und das einzige, was sie sich aus Hellas geholt hat, heißt Ostrazismus, die Verfolgung der Selbständigen. Und jetzt ballen sie die Fäuste, jetzt lockert der halbnackte Rotzbengel den Leibgurt mit der Stahlschnalle.

Ein Ellenbogenpuff irgendwoher weckte den Ingenieur Erwin Vallotti aus seinem Traumzustande, der schon eine Helle war. Dicht trat er an Jean Paquet heran und flüsterte fast: „Sie haben recht. Ich werde das Werk nicht mehr betreten. Ich reise heute ab, und unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen. Denn meine Arbeit ist hier beendet. Aber ein Signal werde ich zurücklassen. Das soll die neue Stunde anzeigen. Denken Sie dann an mich."

Seine Brust arbeitete, er richtete den Blick nach oben.

Jean Paquet stand gefesselt, gelähmt auf dem Fleck, von wo aus der Ingenieur wie ein Spuk sich erhoben hatte. Nicht einmal der Geruch seines Atems war geblieben.

Jean Paquet stand und tat nichts, schrie nicht auf: Simson wach auf! Philister über dir!

Ein Signal? Sollte es das Recht sein, ehe das Rufen zum Wiederwerden aus dem Gewordenen zu tönen beginnt, diese Unterdrückten hinüberzusenden in ihren Ursprung, ins Nichts?

Da zerriß endlich heiseres Rufen die Menge, die geballt war. Bewegung schnellte in die Breite: Auf! Die Soldaten kommen!

Das rüttelte empor. Raste durch's Dorf. Riß an den Fensterläden. Stieg über die Dächer. Strich wie Brandgeruch.

Und es war ein Blitz: Auf mit dir, alter Faulpelz, der du mit deinen achtzig Jahren daliegst und dich räkelst!

Auf Gebärende, deine Geburtswehen können warten!

Und der Boden dröhnte schon unter dem Marschtritt: eins, zwei! Eins zwei!

Die Masse stand wie eine Mauer. Und der buntgefleckte Schlangenleib wälzte sich näher heran.

Helme blitzten.

Mann an Mann.

Schritt und Tritt.

„Steine her! Steine her!"

Trommelwirbel.

„Kerle, schleppt Steine ... Steine ...!"

Lautlose Stille hüben und drüben.

Da fegte ein Donner über die Straße und riß alles zu Boden. Über dem Gewerkschaftskomplex entbrannte furchtbarer Qualm. Ein Steinhagel pflügte Blutfurchen.

Durch die schreckentwaffnete Menge stampfte der Soldatenzug in prachtvoller Auflösung zu retten. Kletterte über die Fabrikmauern und sammelte sich auf dem Hof.

Das Maschinenhaus war vom Boden rasiert und die Dächer von den stehengebliebenen Häusern einfach abgesägt.

Mit wahnsinnig vorgerollten Augen sprang der Direktor durch die Trümmer. Stieg auf den Steigerturm und riß die Notglocke.

Da kamen die Ausständigen mit kindlichem Willen. Verbrüdert mit der Soldateska retteten sie, was zu retten war. Stiegen auf Leitern die Notschächte hinab, die Streikbrecher zu suchen, die gänzlich abgeschnitten waren und versaufen mußten, nun, da die Pumpen nicht gingen.

Draußen aber, auf der höchsten Geröllhalde, stand der Ingenieur Erwin Vallotti mit ausgebreiteten Armen und sah beschwörend auf die Trümmer, wo die Saat des Neuen aufging.

Über seine Lippen strich es wie Osterwind: Nun werden Wandlungen sein, und sie werden nicht mehr wissen, daß sie waren. Immer aber: daß sie *sind*. Sie werden das wissen, weil sie nicht *sie* sind, sondern irgendein Mai, der sich in jedem Baum fühlt, der grün

wird. Denn das unendliche Grün ist unendlicher Weg geworden. Dieses genügt, dieses befiehlt. Ist schön und lockte.

Ich aber nehme mich zurück. Denn in Wahrheit ist meine Welt nicht die ihre zu fühlen, daß ich ehrlich war mitten in dem Verbrechen.

Gedruckt bei Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.

Herr. 68
KH

11/262

PT
2653
E36S3

Zech, Paul
Der schwarze Baal

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 05 11 017 2